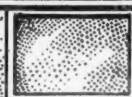
Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.



44. Jahrg. Scottdale, Pa., 28. September 1921. No. 39.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Der Gott allen Trostes.

Allen Trostes Gott bist Du,
Bringst in jeder müden Seele
Furcht und Fragen selbst zur Ruh,
Weil Du weißt, was jeder fehle.

Leise legst Du Deine Hand
Auf die Schmerzen, auf die Wunden,
Und wer Zuflucht bei Dir fand,
Darf in Deiner Hut gesunden;

Darf als Tröster weiter gehn,
Weinenden vom Segen sagen,
Und das Licht, das er gesehn,
Auch in andrer Dunkel tragen.

Leidenspforten schließt Du zu,
Selig, völlig Dir zu trauen!
Allen Trostes Gott bist Du,
Wovor sollte uns noch grauen?

H. v. R.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von der
Mennonitischen Publikationsbehörde,
Scottdale, Pa.
Wilhelm Winsinger, Editor.
Hermann H. Neufeld, Herbert, Sask.
Hilfseditor.
Erscheint jeden Mittwoch.
Abonnementspreis $1.25 per Jahr bei
Vorausbezahlung.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Wm. Winsinger, Editor
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Feiner und feinster Götzendienst.

* * *

(Schluß.)

5. Das ungeistliche Begehren geistlicher Gaben.

Es handelt sich in diesen Betrachtungen um feinen und feinsten Götzendienst, vor allem aber um einen Götzendienst, der wie Gottesdienst aussieht, weil er mit Gottesverehrung vermischt ist, oder als Gottesdienst sich ausgibt. Wohl die feinste Art dieses Götzendienstes besteht im ungeistlichen Begehren geistlicher Gaben. Wie es ein götzendienerisches Begehren und Gebrauchen irdischer Güter und leiblicher Gaben gibt, so gibt es auch ein ebensolches Begehren **geistlicher** Gaben und **himmlischer** Güter.

Es gibt einen vom Geist Gottes angefachten Eifer um geistliche Gaben. Paulus ermahnt in seinen ebenso tiefen als nüchternen Ausführungen über die geistlichen Gaben und den rechten Gott wohlgefälligen Gebrauch derselben in Kapitel 12—14 des ersten Korintherbriefes: „Strebet nach der Liebe (achten wir darauf, daß er **diese** Ermahnung der folgenden voranstellt!), eifert aber um die geistlichen Gaben" (14, 1). Wie das bekannte Kapitel 13 dieses Briefes zeigt, stellt der Apostel die heilige, reine, keusche, demütige, selbstlose, opferwillige Liebe dem Besitz und Gebrauch der höchsten geistlichen Gaben voran. Er sagt das bekannte Wort: „Eifert um die größeren Gnadengaben und einen noch vortrefflicheren Weg zeige ich euch: Wenn ich mit den Sprachen der Menschen und der Engel rede, aber nicht Liebe habe, so bin ich ein tönendes Erz oder eine schallende Zimbel. Und wenn ich allen Glauben habe, so daß ich Berge versetzen könnte . . ., so bin ich nichts." Sogar das Heldentum religiöser Askese (Entsagung) und heroischer Selbstverleugnung in natürlicher Kraftenergie und selbsterwähltem Gottes- oder Menschendienst, das man so oft mit **christlicher** Selbstverleugnung verwechselt, erklärt Paulus als nichtig und eitel. Hingegen äußert er sich über den rechten gottgewollten Gebrauch geistlicher Gaben wie folgt: „Gleichwie der Leib einer ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich viele, ein Leib sind, also auch der Christus (d. h. die Gemeinschaft der Glieder des Leibes Christi, Seiner Gemeinde, unter einander). Nun aber hat Gott die Glieder gesetzt, jedes einzelne von ihnen an dem Leibe, wie es Ihm gefallen hat. Der Glieder sind viele, der Leib ist einer; kein Glied kann sagen zu dem andern Glied: ich bedarf deiner nicht. Die Glieder des Leibes sollen Sorge füreinander haben. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit und wenn ein Glied verherrlicht wird, so freuen sich alle Glieder."

Einer für alle, alle für einen, wie einfach, wie selbstverständlich und natürlich ist dies für ein geistliches Gemeinwesen, wie die Gemeinde Jesu Christi es darstellt. Die Funktionen unseres eigenen Leibes veranschaulichen uns diese Ordnung im Leibe Christi täglich und stündlich.

Das falsche, ungeistliche Begehren der geistlichen Gaben besteht nun darin, daß man die geistlichen Gaben, vor allen Dingen die mit Wunderwirkungen verbundenen, seelischen Genuß versprechenden oder Ehre bei Menschen einbringenden Gaben begehrt, um ihrer selbst oder um des Genusses und Gewinnes willen, welchen sie zu bringen scheinen. Es sei hier beispielsweise erinnert an Simon den Zauberer, der sogar mit Geld die Gabe des Heiligen Geistes erkaufen zu können wähnte, um damit bei dem Volke in noch größeres Ansehen zu kommen, als er, den man eine große Kraft nannte, schon hatte. Hier zeigt sich das ungeistliche Begehren nach geistlichen Gaben in seiner unheimlichsten Blüte. Ahenliche Erscheinungen begegnen uns in den verschiedensten Ausprägungen zu allen Zeiten der Kirchengeschichte bis herein in **unsere Tage**.

Zum ungeistlichen Begehren geistlicher Gaben zählen wir auch das Rennen und Laufen, das krampfhafte Flehen um vermeintliche Geistesgaben in der Meinung, das persönliche Heil und die zukünftige Seligkeit und Herrlichkeit hingen von dem Empfang und Gebrauch von geistlichen Gaben ab. Alle, welche in den letztvergangenen Jahren eine gewisse „Geistestaufe" oder ein sogen. „Pfingsten" mit Zungenreden und Weissagen und dergleichen begehrten, in der Meinung, die Gewißheit ihres persönlichen Heils oder die Zubereitung auf das Kommen des Herrn und die Entrückung zu Ihm hingen irgendwie von dem Besitz dieser Dinge ab, waren, natürlich unbewußt, Götzendiener feiner und feinster Art, denn sie machten durch dieses falsche Begehren diese Gaben gleichsam zu ihrem Retter und Heiland; sie liebten und ehrten, natürlich unbewußt, die Gaben mehr als den Geber — und das ist Götzendienst, das ist feines und allerfeinstes Heidentum; es ist ein, der vor zwei Jahrtausenden vollbrachten Erlösung und dem Erlöser Selbst gegenüber sich geltendmachender Unglaube. Jedes Sich-Stützen und Verlassen in bezug auf unser Heil, das nicht den persönlichen lebendigen Gott und den Er gesandt hat und Sein Werk zum alleinigen Grunde hat, sondern auf menschliches Tun und Wirken, oder auf göttliche Gaben, oder auf religiös-kirchliche Handlungen und dergleichen beruht, ist feiner und feinster Götzendienst. Und dieser Götzendienst ist um so gefährlicher, als er mit Glauben vermischt ist und oft als besonders großer Glaube gepriesen wird.

Es war in schwarmgeistigen Bewegungen der letzten Jahre schließlich soweit gekommen, daß man das, was wir hier als feinen Unglauben und Götzendienst kennzeichnen, als auf der Höhe stehenden, zur apostolischen Kraft und Wahrheit zurückkehrenden Glauben anpries, während man das reine, unbedingte Vertrauen auf die Person des gegenwärtigen und allmächtigen Erlösers und Sein Werk als tote Rechtgläubigkeit, ja als Unglauben verwarf. Deshalb konnte es nicht ausbleiben, daß Gott richtend und korrigierend ins Mittel trat und Seinen Tempel, d. i. Seine Gemeinde, mit Schmerzen schwerer Wehen heimsuchte, um sie vor dem zu bewahren und von dem frei zu machen, der ihr in der Gestalt eines Engels des Lichts nahte, sie zu verführen.

Wir wollen in Demut lernen und unter die gewaltige Hand Gottes uns beugen in den Zeiten schmerzlichen Tiefstandes, bis der Himmel aufs neue sich über uns öffnet und neue Segensfluten sendet auf den schmachtenden Acker Seiner Gemeinde. —

Noch einmal sei es zum Schluß gesagt: auch das Beste, selbst göttliche Gaben und himmlische Güter, selbst auch Sein herrliches Wort und was es enthält, wie die zu unserm Besten hinterlassenen Einsetzungen des Herrn und die von Ihm Seiner kämpfenden Gemeinde gegebenen Evangelisten, Hirten und Lehrer — alles dieses kann uns, wenn wir es neben oder gar über Gott Selbst stellen, zum Fallstrick und Verderben werden. Darum haben wir alle Ursache, wachend und betend zu beherzigen, was der Jünger, den der Herr liebte, Seiner Gemeinde schrieb: „Kindlein, hütet euch vor den Götzen!"

—Evang. Allianzblatt.

* * * * *

Wer hilft?

Wilhelmsdorf, den 29. August 1921.

An den
Schriftleiter der Menn. Rundschau.

Lieber Bruder Winsinger!

Vor einer Woche kamen hier wieder Familien aus Rußland an darunter auch mein gewesener Mitschüler und lieber Freund Mittelschullehrer J. Ewert aus Wohldemfürst am Kuban. Bruder Ewert möchte gerne nach Amerika, und

wenn möglich dort eine Lehrerstelle annehmen. Er hat 3 Jahre die Predigerschule in Basel besucht, 3 Jahre war er Student der Theologie und Pädagogik an den Universitäten Basel und Zürich und dann hat er 6 Jahre als Lehrer der Religion, der deutschen Sprache und Literatur an einer Mittelschule am Kaukasus gearbeitet. Ich kann ihn aufs wärmste als treuen Bruder und energischen Arbeiter empfehlen. Vielleicht sind Sie so gut und bringen diese Notiz in Ihrem geschätzten Blatte. Wasfür ein Segen wäre es, wenn wir dieser all ihrer Habe entblößten Familie auf solche Weise helfen könnten!

Mit treuem Brudergruß
verbleibe ich Ihr
Abr. Warkentin.

Andere Blätter sind herzlich gebeten zu kopieren.

* * * * *

Notizen über das Hilfswerk.
(Gesammelt von Vernon Smucker).

* * *

Bis heute sind die zweiundsechzig junge menonitische Flüchtlinge noch immer auf Ellis Island, New York, und warten auf die Erlaubnis für die Einreise in die Vereinigten Staaten. Alles was im Bereich der Möglichkeit liegt wird für sie getan, um ihre Freigabe zu beschleunigen, aber die Angelegenheit muß durch die Hände mehrerer Beamten gehen, und dieses nimmt geraume Zeit in Anspruch. Mehrere von unseren Brüdern nehmen sich der Sache fortgesetzt an und hegen die gute Hoffnung daß alles nach Wunsch erledigt werden wird. Es ist wohl möglich daß zu der Zeit wenn diese Zeilen in den Blättern gelesen werden, die Brüder aus Rußland bereits auf dem Wege zu ihren Freunden in Amerika sein mögen.

* * *

Br. Aaron Loucks war einen Tag der letzten Woche in Philadelphia im Interesse des Hilfswerks. Er erkundigte sich besonders in Bezug auf die Möglichkeiten für Hilfswerk in Rußland durch die nördlichen Seehäfen. Diese Vorarbeit hat bis jetzt noch zu keinem Resultat geführt, aber es ist wohl möglich daß in der nächsten Zukunft eine Versammlung des Zentral-Komitees einberufen wird um über die vorliegenden Fragen zu beraten und Entscheidungen zu treffen.

* * *

Daß in Konstantinopel wirkliche Not existiert, ist erwiesen durch einen Brief des amerikanischen Rear Admirals Mark L. Bristol an das Rote Kreuz in Washington, nachdem ein Gerücht in Umlauf gekommen war, daß sich diese Gesellschaft aus Konstantinopel zurückziehen werde. In dem Briefe ist gesagt daß in diesem Falle 17,000 russische Flüchtlinge der Gefahr des Verhungerns ausgesetzt wären und daß andere unliebsame Ereignisse zu befürchten seien. Nach seiner Ansicht ist es absolut notwendig, das Hilfswerk in Konstantinopel fortzusetzen.

* * *

Die Kleidersammlung für das Hilfswerk ist jetzt in vollem Gange und Kisten und Ballen Kleider, sowohl neue als alte, sind bereits in Scottdale angekommen. Möge jede Gemeinde und jeder Nähverein sich an dieser guten Sache beteiligen. Ein Teil der Kleidung wird nach Rußland und ein Teil nach Deutschland geschickt werden. Der folgende Paragraph berichtet näher über die Kleidernot unter den Armen Deutschlands.

* * *

Pastor Grönert aus Hartenstein im Erzgebirge schreibt, nachdem er seinen Dank für die Hilfe die durch das mennonitische Komitee „Christenpflicht“ den Armen bereits geworden ist:

„Nun aber verbinden wir mit Dank eine Bitte. Es gibt hier bei uns nicht nur Nahrungsnot, sondern auch Kohlennot,, Wohnungsnot, Kleidernot. Wir richten an alle, die ein Herz für Not haben, besonders an die Jünger und Jüngerinnen Jesu eine besondere Bitte: Helft uns gegen Frost und Schmutz, Krankheit und Elend indem Ihr unseren Armen das zweite notwendige Lebensbedürfnis gebt, das vom Apostel als unbedingt notwendig hingestellt wird: Kleidung. An Wäsche und Anzügen herrscht in unserem Gebirge ein fürchterlicher Mangel. Das wenige Geld, das zumeist die ganze Familie verdient, reicht im besten Falle zur notdürftigen Anschaffung von Nahrung, nicht aber zum Ankauf von Wäsche und Kleidung. Es gibt Familien ohne Bettbezüge, Männer und Frauen mit einem zerrissenen Hemd, Kinder ohne Schuhe. Die Not ist groß, erschreckend groß. Je höher man ins Gebirge kommt, desto erhabener grüßen uns die Basaltklötze, desto schöner ist die Natur, aber desto quälender und nagender die Not, die oft so stille verschämte Not..

Im Namen dieser Not bitte ich die Geschwister, die jenseits des Ozeans in glücklichen Verhältnissen leben, um Hilfe!

* * * * *

Nachrichten aus Rußland.

* * *

(Eingesandt von Br. A. Warkentin, Wilhelmsdorf, Deutschland.)

Berlin Lichtenfelde W. Paulinenstr.
den 10. August 1921.

Sehr geehrter Herr Warkentin.

Ihr wertes Schreiben vom 8. d. habe ich erhalten und danke Ihnen und der M. F. F. aufrichtig für das liebevolle Mitgefühl den Auftraggebern gegenüber und für Ihre Bereitwilligkeit, mir zu helfen. Meine Auftraggeber waren mit mir auf schlimmeres gefaßt, und ich fuhr hierher aufs Geratewohl, hoffend hier etwas mit Hilfe meiner Verwandten erreichen und ausrichten zu können. Von dem, daß hier in Deutschland eine M. F. F. existiert, wissen wir bei uns im N. Kaukasus nichts. Es berührt uns deshalb besonders freudig und angenehm, schon hier in Deutschland mitfühlende Seelen, Glaubensbrüder und Vereinigungen zu finden. Und fehlen Ihnen bis jetzt auch die Mittel, uns drüben durchgreifend helfen zu können, so ist schon die Existenz Ihrer M. F. F. allein eine Staffel zu einem freieren und lichteren Ausblick in die Zukunft, an die wir glauben und an deren Bessergestaltung wir arbeiten.

Ehe ich Ihnen nun schreibe, worin mein Auftrag besteht, welches Ziel ich verfolge und auf welchem Wege ich es zu erreichen gedenke, will ich bemerken, daß ich vor einigen Tagen über alle diese Fragen eingehend mit H. Joh. Esau gesprochen habe und daß ich einige Bemerkungen über unsere allgemeine Lage im N. Kaukasus vorausschicken muß.

Ermüdet und zerrüttet durch den Weltkrieg und die Februarrevolution 1917 haben wir bei uns seit Januar 1919 die Herrschaft der Roten und mit ihr den Bürgerkrieg mit all seinen Schrecken und Greueltaten. Die einjährige Herrschaft Denikins 1919 brachte uns auch keine Erleichterung, auch hier war Willkür und Gesetzlosigkeit auf der Tagesordnung. Seit 1920 herrschen wieder die Kommunisten und ruinieren nur mit raffinierter Planmäßigkeit den Rest des Uebriggebliebenen. Zuweilen werden sie in ihrer Arbeit durch herumstreichende weiße Heeresabteilungen gestört, die den Bauern nur Schaden machen weil die Kommunisten ihre Arbeit desto grausamer und rücksichtsloser später wieder aufnehmen.

Ihnen ist jedenfalls die kommunistische Staatsordnung mit ihren bösen Wirkungen auf das wirtschaftliche, geistige und individuelle Leben ihrer Untertanen, Männer und Frauen, bekannt? Alles das haben wir durchlebt und müssen es jeden Tag aufs neue durchleben. Und die Folgen?

Die Wirtschaften sind verkommen, die Industrie liegt still, die Vorräte früherer Jahre sind abgenommen worden oder verzehrt. Maschinen, Arbeitsvieh, Hausgeräte, Kleider fehlen, der Saatenbestand ist beschränkt und bis auf ein Minimum reduziert. Die Arbeitsfreudigkeit und Schaffenslust ist gebrochen oder untergraben. Die Schulen und Jugendvereine leiden. Die herangewachsene Jugend unter dem Druck systematisch betriebener rücksichtsloser kommunistischer Propaganda ist verroht und verwahrlost. Durch die Verhältnisse gezwungen spekuliert und schiebt alles, und jeden Tag steht unser Bauer vor derselben Frage: für wen arbeite ich? wie lange soll das noch weiter gehen? und womit soll das noch enden? Außerdem schwebt über vielen das Damokles Schwert der Repressalien, Gewalttaten, Arreste und rücksichtloser Haussuchungen, und war jemand reich, (er mag heute bettelarm sein) droht ihm noch Schlimmeres.

Kurz zusammengefaßt: Die Wirtschaften sind verkommen, abgerissen und ruiniert, geistig und moralisch droht dieselbe Gefahr, die Schaffenslust, Arbeitsfreude, der Unternehmungsgeist sind gehemmt und zurückgedrängt, und das Gefühl der persönlichen Freiheit und Sicherheit für sich und seine lieben Angehörigen fehlt. Endlich steht die schrecklichste

Hungersnot, die man je gekannt, angesichts der Mißernte in Zentralrußland und teilweise auch bei uns, drohend und unmittelbar vor unserer Tür und mit ihr all ihre schrecklichen Begleiter, wie Flecktyphus, Cholera und Seuchen aller Art.

Ist es da zu verwundern, wenn wir mit Sehnsucht, Bangen und Zagen nach Hilfe ausschauen? Ist es nicht verständlich, wenn einige 30 Familien vom Kuban ihr letztes Hab und Gut hergeben, sich damit eine Ausfuhrerlaubnis kaufen und ohne ein bestimmtes Ziel Rußland verlassen, nur weg von all dem Elend, denn schlechter kann es kaum wo gehen? Wie freuten wir uns, als wir in unserem Nordkaukasischen Bundesrat anfangs März 1921 die Nachricht aus der Molotschna erhielten, daß seit April 1920 eine mennonitische Studienkommission im Auslande, resp. in Amerika arbeitet, zwecks Emigration.

Wir freuten uns, trotzdem wir heute nicht wissen, ob die Bemühungen der Stkomm, auch für uns kaukasische Mennoniten oder ob sie nur für die Mennonit. der Mutter Kolonien gelten? Und als im Mai dieses Jahres als einzige Nachricht über die Arbeiten der Stkomm. immer noch der Brief vom 8. 8. 1920 aus Minnesota an Joh. Wilms, Spat gerichtet war, nichts neues hinzukommen wollte und die Lage sich immer mehr verschlimmerte, wurde man sich im Bundesrat einig, daß etwas getan werden müsse, um die Lage zu klären und die Sache zu beschleunigen. Anfänglich suchten wir uns selber zu helfen, unabhängig von den Arbeiten der Studienkommission Wir versuchten uns Auslandspapiere für eine Massenauswanderung bei den russischen Behörden zu verschaffen, mußten aber diesen Plan aufgeben, da die höheren Sowjetbeamten uns dieses kategorisch absagten. Es hatte aber doch das Gute, daß man um uns von dem Gedanken einer Massenflucht aus Rußland abzubringen, verschiedene Sonderangebote machte und eine Sonderstellung mit verschiedenen den Russen nicht gewährten Privilegien anbot. deren Ausarbeitung bei m. Abfahrt im Stadium der Entwicklung war. So z. B. sollten wir heißen:, Awtonomne Sojus Mennonitow sewernoj Kawkasa na Prawach Konzessionerow" mit einer autonomen, nur dem Centrum untergeordneten Verwaltung, mit dem Recht auf eigene Faust Auslandshandel zu betreiben, mit eigener Gerichtsarbeit, autonomen Schulen u. d. m. Ob aus alldem etwas wird oder geworden: ob die gegebenen Versprechungen, falls es was wird, eingehalten werden ist angesichts der steten Wortbrüchigkeit der Sowjetregierung und ihrer Treulosigkeit mehr als zweifelhaft. Der Bundesrat gab also den Gedanken einer Emigration nicht auf, nahm vielmehr die ganze Auswanderungsangelegenheit offen in seine Hand, um die Sache planmäßig zu betreiben und um einer Zersplitterung vorzubeugen.

Es lag klar auf der Hand, was getan werden mußte. Es mußte klar und bestimmt festgestellt werden:

1. ist die Möglichkeit vorhanden, aus Rußland eine Massenauswanderung durchzuführen?

2. ist es möglich: a. nach Amerika befördert zu werden b. dort angenommen und untergebracht zu werden für die erste Zeit. c. dort anzusiedeln, wo und unter welchen Bedingungen? In der ersten Frage war es klar, daß es nur auf diplomatischem Wege und durch eine eben solche Vermittelung möglich sei entsprechende Erlaubnis und Papiere auszuwirken. Da man aber dabei nicht nur mit dem Sowjetzentrum, sondern auch mit den Amerikanern sprechen und verhandeln mußte, die Amerikaner aber bis heute Sowjetrußland nicht anerkennen und keinen einzigen Vertreter daselbst haben, so konnte man die erste Frage in Rußland nicht lösen.

Was die 2 Frage der Ansiedlungsmöglichkeiten in Amerika anbetrifft, so war man sich im Bundesrat einig, Hand in Hand mit der Studkom. (Unruh, Friesen, Warkentin) vorzugehen und ihre Arbeit als grundlegend zu betrachten. Aber auch darüber fehlte uns in Rußland jeglicher Anhaltspunkt und erschöpfendes Material, das einzige, was ich schon erwähnte, war der Brief aus Minnesota vom 8. 8. 1920. Und das war ungenügend.

Daher beschloß am 5. 6. 1921 unser Bundesrat, sich auf den Beschluß der Delegiertenversammlung vom 11. 13. Mai 1921 in Suvorowskaja stützend, eine sofortige personale und briefliche Verbindung mit der mennonit. Studkom. anzubahnen und durchzuführen und wählte zu diesem Sweck mich als Delegierten (der zweite sollte aus der Molotschna gewählt werden und wird nachkommen).

Zur Aufgabe wurde mir gestellt:

1. Die Studkom. und alle, die es anging, über unsre Lage im N. Kaukasus ausführlich aufzuklären,

2. volle und bestimmte Klarheit und Gewißheit zu verschaffen über die Aus- und Einwanderungsmöglichkeiten nach Amerika oder in andre Erdteile und

3. Die Studkom. und alle die es angeht zu mahnen, zu bitten und anzuspornen die ganze Angelegenheit im **beschleunigten** Tempo zu betreiben, nicht Zeit zu vergeuden und alles dranzusetzen den leidenden und schwer geschädigten Mitbrüdern vom N. Kaukasus zu helfen, sie zu unterstützen und die Auswanderungslustigen aus Rußl. hinaus und nach Amerika hineinzuschaffen.

Wir sagten uns: wo ein fester zielbewußter Wille ist (und ein **guter** Wille), da findet sich auch ein Weg.

Und diesen Weg in oben angedeutetem Rahmen mit der Studkom. zu suchen, zu ebnen und zu finden ist meine Aufgabe, die ich gewillt bin mit aller mir zu Gebote stehenden Energie und mit Hilfe der Männer, die wie Sie und der Mitglieder der Studkom. schon länger daran arbeiten, auszuwirken und durchzuführen.

Ich wäre Ihnen und der M. F. F. sehr dankbar, wenn Sie mir in dieser Hinsicht praktische Ratschläge und Vorschläge machen würden. Uebrigens hätte ich noch einen Plan: könnte es nicht so eingerichtet werden, daß man in Wilhedmsdorf etwa eine gemeinsame Sitzung aller Delegierten aus den Kolonien und aller in diesen Fragen sachverständigen und interessierten Männern in der **allernächsten Zeit** einberufen und abhalten könnte. Dürfte da die Iniative nicht von der M. F. F. oder von Ihnen H. Warkentin, ausgehen? Ich, verspreche mir von solchen gemeinsamen ernsten Sitzungen manches Gute. Erwägen Sie den Plan und schreiben Sie mir, ich komme sofort.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für den wohlgemeinten Rat, mich auf dem Lande billiger anzusiedeln. Einerseits aber lebe ich in sehr bescheidenen Verhältnissen und erwarte zudem jeden Tag den Vertreter der Mennonite Relief Unit aus Constantinopel, der von London her über Holland auf dem Weg nach Moskau ist. Ist es dann weiterhin für die Sache dienlicher nach Süddeutschland zu gehen, fahre ich nach Baden (Wieslet Kr. Lörach) zu meinem Vetter aufs Land und bin dann auch näher zur M. F. F. Auf jeden Fall muß ich und will ich, sobald die oben gestellten Fragen gelöst sind und sich reale Auswanderungsmöglichkeiten bieten, zurück zu m. Auftraggebern nach Rußland, womöglich schon Mitte oder Ende September. Wie könnte man gültige Heimreisepapiere erhalten? Würden Sie mir nicht einen guten wirksamen Rat erteilen? Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür. Was ich an Dokumenten habe, ist **nur** ein, Ausweisbüchlein für den Auslandsflüchtling Fast Alexander, ausgefertigt vom Rotkreuzkommissar im Lager Lechfeld am 20. Juli 1921.

Mein Großvater hieß Isaak, zuletzt wohnhaft in Gnadenfeld. Mein Vater Johannes Fast, war zuweilen Lehrer in der Mennonitenschule zu Berdjansk, zuletzt bis zu seinem Tode (bis 1907) in Olgino Stawropoler Gouvernement. In Rosthern, Saskatchevan, Canada, wohnte bis zum Kriege mein Onkel Herman Fast Es würde mich sehr freuen einen Vetter Onkel in Ihnen begrüßen zu dürfen.

Also Sie schreiben mir bitte bald. Sie entschuldigen, wenn meine Epistel zu lang geworden ist: es mußte eben alles wieder einmal vom Herzen runtergespült werden.

Nochmals Ihnen dankend und alles Gute wünschend, mit freundl. Gruß Ihr

A. J. Fast.

Lehrer und Delegierter des Bundesrats der N. Kaukas. Mennonit.

Meine Adr. ist bis auf Weiteres:
Berlin Lichtenfelde W. Paulinenstr. 27
c. o. Theodor Fast.

* * * * *

Danzig Brösen, den 18. 8. 21.

An den Editor der „Mennonitischen Rundschau."

Auch ich will versuchen einige Zeilen

Erfahrungen aus meinem Leben.

Von H. H. Neufeld.

(Fortsetzung.)

Von Prag fuhren wir dann am zweiten Tage über Oderberg durch den polnischen Korridor, wo es zwei Kontrollen gab, doch mein Reisegefährte Neumann war der polnischen Sprache mächtig, und so ging's ohne Schwierigkeiten ab, daselbst begegnete uns der Lemberger Personenzug, dessen Fenster mit Bretter zugenagelt waren, und nur gezwungen würde man einsteigen wollen, und weiter ging's über Kaschau nach Rumänien. Nach der Grenzstation kamen wir wie in eine Räuberhöhle, denn die rumänische Grenzkontrolle wußte nur soviel von der Welt, daß sie von einem jeden, der in ihre Hände geriet, Geld erpressen wollten, so viel, wie möglich. Alles war frei, doch alles mußte losgekauft werden bis zu den Kleidern auf dem Leibe, die Kommandantur sah schrecklich aus, das Faß Wein war halb geleert und ausgelaufen, der Lehm-Fußboden war durchweicht, dumpfe und feuchte Luft füllte die Zimmer, alles betrunken, denn es war Sonntag Abend, draußen vor dem Fenster wurde ein Mann geprügelt, und etwas weiter ab wurde getanzt, gepfiffen, gelärmt. Wir dankten Gott, als wir endlich frei waren.

Ja die letzte Strecke in der Tschecho-Slowakei noch nötigte uns zu wiederholten Fußgängen, denn die ungarischen Bolschewisten hatten, als sie in die Tschecho-Slowakei eingedrungen waren, beim Rückzuge alle Brücken gesprengt, und für uns gab's weite Umwege. Als wir endlich 11 Uhr abends die Kommandantur verlassen hatten und in stockfinsterer Nacht zum Bahnhofe der ersten rumänischen Station kamen, erhielten wir vom Stationsvorsteher, einem deutschen Manne, den Bescheid, der letzte Zug ging gestern Nacht nach Kronstadt, und durch den Eisenbahnerstreik ist in zwei bis drei Wochen kaum auf Zugverbindung zu rechnen, und hätten wir die Möglichkeit zurückzufahren, so sollten wir es tun. Ein Jude, Besitzer eines Wirtshauses, gab uns ein Nachtquartier auf den großen Tischen im Saale, doch ich war krank und fand keinen Schlaf. Morgens mußte ich meinen Weg zurück, doch mein Freund Neumann dingte sich eine Fuhre und wollte weiter per Achse seinem Ziele, nach Odessa zu fahren. Nach herzlichem brüderlichem Abschiede trennten wir uns.

Der Herr hat ihm den Weg zu seinen Lieben geebnet, und nach schwerer Reise ist er dort eingetroffen, wie mir nach mehreren Monaten die Nachricht zuging.

Für mich gab es noch Schwierigkeiten zu überwinden, doch der Herr gab das Gelingen, ich kam zu Fuß, unter militärischer Bewachung als Gefangener wieder zurück in die Tschecho-Slowakei, wo die Grenzkontrolle mir die gewünscht beste Behandlung zuteil werden ließ, und ich konnte den weiteren Rückweg nach Prag antreten mit Unterstützung von zwei russischen flüchtigen Kriegsfangenen, die auch nur bis Rumänien gekommen waren. Diese werte Aushilfe tat mir überaus wohl, sonst wäre ich wohl krank zusammengebrochen. In Prag angelangt, versuchte ich, mir den Weg über Belgrad-Konstantinopel zu öffnen, und hatte die Sache zum Antreten der Reise geregelt, doch mein Zustand ließ die Aufnahme dieser Reise nicht zu und ich trat den Weg zu meinen Lieben in Kornwestheim an.

Der Herr gab mir darauf die Gelegenheit, mit amerikanischen Liebesgeldern und Lebensmitteln Tränen zu trocknen, Hunger zu stillen, Trost, Freude und Vertrauen in die Herzen vieler so schwer betroffenen Flüchtlinge vom Herrn, dem Geber aller Gaben, zu übermitteln, und ich danke noch heute dem Herrn für diese Segenszeit der Arbeit für unseren Heiland.

Der Herr führte mich auf einer Reise nach Berlin mit den Mennoniten-Brüdern des Amerikanischen Roten Kreuzes A. J. Miller A. E. Hiebert und J. K. Allgyer, die auf der Reise nach Rußland waren, zusammen. Die Brüder erklärten sich gerne bereit, meine Begleitung als Dolmetscher anzunehmen, und rüsteten mich mit den nötigen Papieren aus. In Wien wollten wir uns treffen, doch telegraphisch wurde ich von Wien benachrichtigt, daß die Reise eingestellt sei, das zweite Telegramm mit der Mitteilung, daß die Brüder die Reise doch unternehmen würden, gab mir schon nicht die Möglichkeit, die Brüder noch zu erreichen, was ich sehr bedauerte, doch als des Herrn Führung entgegennahm. Die Brüder, insbesondere ihr Leiter, Bruder A. J. Miller, mit dem ich bis heute noch in brieflichem Verkehr stehe, haben mir auch noch ferner wahre brüderliche Freundschaft bewiesen, der Herr möchte es ihnen vergelten.

Sehr werte Verbindungen konnte ich auch mit den Quäker Hilfsorganisationen in Deutschland anknüpfen und manch einen Freund unter ihnen ließ der Herr mich finden.

Der Wunsch, meine Familie endlich wieder in normale Verhältnisse zu bringen, führten uns dem Wunsche näher, wenn auch noch weiter ab von unserer lieben, doch nicht erreichbaren Heimat, nämlich nach Amerika zu gehen. Dank den werten Bemühungen meines lieben Onkels H. A. Neufeld, Herbert, Sask. erhielt ich die Einreiseerlaubnis für Canada, und der 5. August trennte uns auch noch von unseren, uns noch verbliebenen lieben Angehörigen in Deutschland. Der Abschied tat weh, doch wir hofften und rechneten auf ein baldiges Wiedersehen.

Unsere Sachen hatte ich nach der Zoll-Kontrolle im Stuttgarter Zollamte schon den 4. August als Passagiergut bis nach Aachen aufgegeben. Der Personenzug 2 Uhr Nachmittag entführte uns dem lieben Kornwestheim nach herzlichem Abschiede von den sehr vielen Freunden, die beim Bahnhofe noch erschienen waren. Die Händedrücke und die liebenden Blicke, die uns noch beim Abschiede zuteil wurden, stimmten unsere Herzen froh für die Reise und heute noch klingen die Worte in uns „seien Sie nur ruhig, mir beten für Sie, deß Sie koan Sturm trifft." Unsere Angehörigen alle begleiteten uns bis nach Stuttgart und der D—Zug 4 Uhr 47 entführte uns auch der weinenden Mutter und den zurückbleibenden Geschwistern. Wir erhielten ein Abteil für uns allein. Unser Zug brauste durch Kornwestheim, als sehe er es nicht, als wenn wir ihm schon fremd geworden, und doch schlug unser Herz warm für die lieben Freunde, darunter auch unsere gewesene Lehrerin, Schwester und Freundin Maria mit ihrem Manne August Haager, und für das uns so lieb gewordene Plätzchen, denn hatten wir Heimatlose, Obdachlose nicht hier eine neue Heimat wiedergefunden, wo wir uns ein neues Heim wieder aufschlagen konnten dank der treuen, gnädigen und liebevollen Führung unseres Herrn und Heilandes durch die wahre Freundesliebe unserer Kornwestheimer Freunde? Wieviel traute Stunden haben wir auch im Hause der Geschwister Biedermann verleben können. Ja es waren alles Freunde, und Feinde gab's für uns nicht in Kornwestheim. Schmerzlich war der Abschied auch von unserem lieben Dr. Gürrbach, der in den schweren Krankentagen meiner lieben Frau uns nicht nur Arzt im Hause war, sondern Bruder und Freund. Seine Trostworte gingen zu Herzen, denn Sie kamen von Herzen. Unvergeßlich wird uns diese unsere zweite Heimat bleiben.

Wir passierten viele uns liebgewordene Orte, wie insbesondere das werte Heilbronn mit dem in der Nähe liegenden lieben Lautenbach. In Heilbronn hielt der Zug nur wie zum kurzen stillen Abschiede, denn kein Pfiff wurde gehört, nur hörte man bald das ruhig gesprochene „Abfahren!" und schon setzte sich der Zug in Bewegung. 9 Uhr abends trafen wir in Frankfurt a. M. ein. Nach einem Abendbrote bestiegen wir 11 Uhr 23 den Wien-Brüsseler Expreß-Zug. Ich hatte die telegraphische Anordnung vorausgeschickt, unsere Sachen von Aachen weiter bis Antwerpen zu befördern, doch es stellte sich in Aachen heraus, daß der eine Koffer noch nicht eingetroffen. So wurden uns nur die Fahrkarten bis nach Antwerpen beim Eintreffen unseres Zuges in Aachen in unser Abteil gebracht. Wir machten Halt, es war 6 Uhr morgens, denn in 2½ Stunden wurde der Postzug erwartet, der den fehlenden Koffer bringen mußte. Im Expreßzuge von Frankfurt a. M. hatten wir noch zwei Plätze frei gefunden in einem Abteil, das noch von einem englischen Wachtmeister seinem Burschen und zwei Zivilherren besetzt war. Letztere verließen beim ersten Halten den Zug, und wir konnten unseren Kindern bequeme Bettchen bereiten. Die englischen Herren verließen auch noch vor Aachen den Zug, nachdem sie uns von ihrem Reichtume mitgeteilt, er bestand in weißem Brot, Büchsenfleisch und anderen Eßmitteln, und unser Töchterlein jauchzte auf, als sie in Aachen geweckt würde und diesen ungeahnten Reichtum erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

an die Verwandten in Amerika und Deutschland zu richten.

Ich heiße Johann Krüger, meine Frau Helene geb. Pauls aus Herzenberg, bei Pawlograd, Süd Rußland. Mein Vater ist Peter Krüger, meine Mutter Marie geb. Löwen. Wir wohnten bis Ausbruch des Krieges in Waldeck, Memrik. Wurden dann als Reichsdeutsche interniert und sind jetzt in Deutschland. Mein Vater befindet sich auf der Siedelung Lechfeld in Bayern. Wir sind noch alle am Leben. Schwester Marie ist noch in Rußland mit ihrem Gatten Abraham Teichröb, Lehrer in Lindenau. Ich bin seit 1919 bei der Schutzpolizei Danzig als Wachtmeister (1. Schreiber) eingestellt. Wir haben hier in Deutschland immer noch unser Stück Brot, wenn uns auch oft die schönen Zwieback, die Hühnersuppe und sonstige Leckerbissen, die wir in Rußland hatten, fehlen, so können wir Gott danken für das was wir gegenwärtig haben.

Mein Schwager A. Teichröb (Sohn des ermordeten A. Teichröb Blumenort) schreibt mir vom 25. Juli 1921 neuen St. aus Lindenau Molotschna Rußland. Ich gebe nur das Wichtigste wieder:

Es ist jetzt Erntezeit, doch drock wie sonst ist es nicht, denn die Ernte verspricht nur sehr wenig. Gerste gibt es ein halb Pud von der Dessjat. Viele Weizen- und Gerstenfelder sind überhaupt nicht gemäht worden, weil alles infolge der Dürre ausgebrannt ist. Kürbisse und Kartoffeln gibt's auch nicht, nicht einmal die Saat. Hatten 4 Stück Rindvieh, doch die Rinderpest hat im ganzen Süden 80 — 90% getötet, so haben auch wir nur eine Kuh gehalten. Womit wir diese im Winter füttern werden wissen wir noch nicht. Arbeite noch immer in der Schule als Lehrer. Habe 4 Winter nacheinander 52½ Tschetwert Weizen bekommen. Lohn zahlt uns jetzt niemand, weder Regierung noch Dorfgemeinde. Im nächsten Winter werde ich wohl für die Ration 20 Pfund Weizen pro Monat arbeiten müssen. Wie es werden wird, kann sich ein sterblicher Mensch gar nicht denken. Die Ernte ist auch in Memrik schwach. Ueberhaupt im ganzen Süden (der Brotkammer Rußlands) ist Mißernte.

Vieles von unserer Lage 1919—1920 wird ja Euch wohl bekannt sein, doch jetzt stellt es Euch noch 10 mal ärger vor, dann habt Ihr einen Einblick in unsere jetzige Lage. Ihr wißt ja, daß ich nichts schreiben darf. Unser Großpapa Johann Löwen, Nikolojewka No. 5 ist zuvor von den Banden Machno's sehr geschlagen und dann erschossen worden. Lena, Deine 3 Brüder Kornelius, Hans, Jacob (Pauls) sind ebenfalls von diesen Banden umgebracht. Die Kinder sind bei Korn. Hübert Münsterberg. Deine Mutter, liebe Lena und Kornelius seine Frau sind an Typhus gestorben. Blumenort ist auch fast dem Erdboden gleich gemacht. 19 Blumenorter sind von Banden ermordet. Der Brief schließt mit den Worten:

„Bis dahin leben wir und wollen auch weiter leben." Wie es in Rußland ist, zeigt dieser Brief zur Genüge. Wir in Deutschland sprechen auch oft von diesem und jenem, aber wir haben noch Kartoffeln und Brot, aus obigem ersehen wir, daß sie in Rußland nicht wissen was morgen sein wird. Nicht einmal die Saat kommt zurück. Ist das nicht auch eine Strafe Gottes? Sollen wirklich für das Bolschewistensystem alle leiden?

Kommt herüber helft uns, klingt's an
euer Ohr,
Rufen sie doch alle, wie vereint im Chor:
„Rußland muß verscheiden, schrecklich ist
die Not!"
Lindert bald die Leiden, sonst erfolgt der
Tod!!

Johann Krüger.

Adresse:
John Krueger, Danzig-Brösen Seaside No. 5.

* * * * *

Die Zustände an der Wolga.

* * *

Zur Erklärung für die Einsendung des folgenden Briefes sei erwähnt, daß der Schreiber ein Glied der Wolga Gemeinde und Reichsdeutscher ist und dem dadurch die Möglichkeit geboten war, Rußland verlassen zu dürfen. Das hier vorliegende ist eine wörtliche Abschrift seines Briefes, nur an einigen Stellen habe ich erläuternde Erklärungen eingefügt, soweit sie mir durch direkte Nachrichten aus Rußland oder auch bestätigte Mitteilungen von Freunden zugegangen. Der Zweck ist, die Blicke aller unserer Gemeinschaften, die so viel in Nothilfe schon getan und noch zu tun bereit sind, hinzurichten auf die kleine aus 9 Dörfern bestehende Wolga-Gemeinde mit etwa 1500 Seelen. Tatsache ist, daß aus diesem entlegenen Weltwinkel und den dort vorkommenden Greulichkeiten recht wenig hinausschallt zumal die Soviet-Regierung ängstlich bedacht ist compromittierende Nachrichten oder auch Personen, sofern sie nicht Ausländer sind, hinauszulassen. Bisher bestand für uns, die wir die Not dort kannten und Nachricht davon hatten, wie schon teure Glieder der eigenen Familie aus Mangel an Nahrung gestorben, nicht die Möglichkeit, ihnen irgend welche Hilfe zu bringen. Doch Dank dem Leiten Gottes ist es dem ernsten und vereinten Bemühen der vielen hier lebenden Wolgadeutschen gelungen, eine Hilfsvereinigung zu schaffen und mit einer Handelsfirma in New York, Fink, Sons and Co., ein Abkommen zu treffen für Lieferung, Beförderung, wie kostenfreie Ablieferung guter Nahrungsmittel zu fest bestimmten Preisen unter voller Garantie an die aufgegebene Adresse, seien es Personen oder Gemeinden. Da nun unsere Wolga-Gemeinde gemeinsam mit den deutschen Kolonien eine Autonomie bildet, ist sie auch durch die Hilfsvereinigung der Deutschen für uns erreichbar und hat nun dieser Hilfsverein auf meine Bitte sich sehr damit einverstanden erklärt, daß wir für Hilfssendungen an die Unseren ihrem Abkommen mit der Firma Fink u. Sons uns anschließen. Für weitere Informationen wolle man sich bitte an die Geschäftsleitung der California Post, Fresno, Cal., wenden; auch bin ich persönlich gerne zu weiteren Erklärungen und Anweisungen bereit und bitte in Jesu Namen: Helft denen, die dort Hungers sterben!

Elbing, 7. Juni 1921.

Lieber Onkel und Tante!

Zuerst teile ich Euch mit, daß meine Familie, Mutter und ich, glücklich und wohlbehalten hier angelangt sind. Wir können dem Herrn nicht genug danken, daß er uns so wunderbar aus dem Elend in Rußland herausgerettet hat und eine so freundliche Aufnahme hat finden und zuteil werden lassen. — Im Nachfolgenden möchte ich Euch einen Blick in die Verhältnisse in Rußland, wie sie jetzt sind, tun lassen. — Materiell waren unsere Mennoniten schon im vorigen Jahr sehr heruntergekommen, aber daß wir Not hatten, war damals noch nicht der Fall. Buchstäblich gehungert haben unsere Mennoniten auch noch nicht bis zu dem Tage, da wir abfuhren, obschon der Mangel sehr groß war und Nahrung fehlte, besonders Brot. — Unsere großen deutschen Kolonien an der Wolga (auf beiden Seiten der Wolga) wo auch unser Kreis eingeschlossen ist, wurden nach dem 2. Umsturz, Lenin und Trotzky, zu einer deutschen Autonomie unter bolschewistischem Regieme ernannt. (Nach Sturz der Zarenregierung, 1. Umsturz unter Kerensky, kam die Duma oder Volksregierung zur Geltung, eine Einrichtung ähnlich der in unsern V. St., bestehend aus einer Anzahl aus allen Schichten der Bevölkerung erwählter Volksvertreter unter einem vom Volk zu erwählenden Präsidenten; — Kerensky natürlich durch Selbstwahl.) Diese unsere deutsche Autonomie hatte im Vergleich zu den russischen Verwaltungsbezirken weit größere Bürden zu tragen als jene, und den Mennoniten wurden wieder von Verwaltungs-Behörden der Kolonien schwerere Belastungen zugemutet, als sie selbst zu tragen hatten. Will hier ein Beispiel geben an unserer eigenen Wirtschaft: „Wir hatten im Jahre 1920 im Vergleich zu den früheren Jahren schon viel weniger ausgesät dazu war die Ernte sehr schlecht; Sommergetreide-Ertrag war 750 Pud (a 36 Pf.), wovon ich gleich nach der Ernte 400 Pud auf den Taxpreis von 40 Rubel a Pud abgab, belegt wurde ich aber später mit 4,000 Pud. Da hieß es nun nach Weihnachten: „Getreide schütten, ganz gleich wo du es hernimmst." Da wurden die schrecklichsten Menschen, Muschikie othradge — Männer der Gerechtigkeit oder auch Prodarmentschy, Wahrheitsrichter, genannt, in den Zeitungsberichten meist mit dem Namen Tscheka bezeichnet, eine Art Polizeitruppe, die mit den weitgehendsten Vollmachten versehen waren, in alle Dörfer und Kreise geschickt, das Auf-

erlegte an Getreide, Fleisch, Butter, Eier, Hühner usw., einzutreiben. Um eine Basis für die Höhe dieser Auflagen zu haben, wurden die Bauern in drei Kategorien geteilt und demnach die Lieferungen an Vieh, Wirtschaftsgegenständen, Getreide, Lebensmitteln und auch Geld-Kontributionen bestimmt und kam natürlich an Klasse 1 erst die Reichen oder an die einst Reichen erst am Härtesten heran, während Klasse 3 weit weniger zu leiden hatte, und man dem kleinen Mann oder Handwerker wohl sein einziges Pferd oder eine oder zwei Kühe ließ, während bei den größeren Wirten selten mehr wie zwei bis drei Pferde zu finden waren. Jedoch in bezug auf Lebensmittel handelte man auch den Kleinen gegenüber unnachsichtig und nahm ihnen z. B. an Kartoffeln fast ganzen Vorrat, wenn auch gegen das Versprechen der weiteren Versorgung durch die Kommunal-Verwaltung. Diese Verwaltung setzte sich meist aus Männern zusammen, die selbst nicht Bauern waren, Lehrer, Schreiber der früheren Dorfs- und Wollost-Verwaltung, Fabrikarbeiter etc., vielfach jung und unerfahren, unfähig für so wichtige Verwaltungsstellen in die hineinzukommen aber selbstverständlich das Streben vieler war, und das zu erreichen auch nicht allzuschwer gewesen sein muß, und finden wir leider unter diesen Kommunisten auch Namen von Söhnen aus Familien unserer Wolga-Gemeinde. Da die durch die Kommunal-Verwaltung gestellten Forderungen niemand erfüllen konnte, so wurden durch kommunistische Beamte peinliche Hausdurchsuchungen vorgenommen und alle mögliche Erpressungsversuche an ihnen ausgeführt. Man sperrte selbst alte, graue Männer bei strengem Frost in ihre kalten Graineries ohne Pelze ein, gab ihnen nichts zu essen, schlug sie mit Peitschen usw., denn sie sollten gestehen, wo sie ihre Vorräte versteckt hielten. Auf diese Weise wurden viele, viele unmenschlich gequält und wochenlang in Haft gehalten, ohne daß die Angehörigen von ihrem Verbleib wußten, noch was ihnen bevorstand, dazu wurde das etwa Vorgefundene nicht nur konfisziert, sondern als Strafe das noch vorhandene Vieh, Wagen und Schlitten genommen. Bei uns z. B. wurden auch 5 schöne Zuchtstuten, 3 Kühe, Wagen, Schlitten und anderes genommen. Der Rest von den uns noch gebliebenen Pferden mußte aus Mangel an Futter bei schwerer Arbet todgequält werden, indem wir alle Tage Fuhrwerk stellen mußten, um die Lebensmittel und andere Frachten auf weite Entfernungen zu transportieren. Den jungen Pferdezuwachs, Jährlinge und Fohlen, hatte wohl jeder noch behalten, aber viele verloren gegen das Frühjahr das Aufstehen. — Nun, dieses verschmerzte man ja noch alles, aber da man uns das letzte Pfund Mehl, Fleisch und Butter, Gemüse, Kartoffeln und sonstiges mehr, abnahm, da wurde wohl die Angst, Hungers sterben zu müssen, groß; da wurde weit und breit gefahren nach einem Pudchen Mehl, welches man damals im Februar mit 50,000 Rubel kaufte, jetzt aber schon 125,000 Rubel kostete. Bei einzelnen Spekulanten, die es verstanden, ihre Vorräte erfolgreich zu verstecken, konnte man immer noch etwas bekommen, das denn sofort im Schnee vergraben wurde. Diese schrecklichen Zustände, wo viele sich nur mit Pferdefleisch nährten, hatten zur Folge, daß es bei uns (wohl auf Berg und Wiesenseite der deutschen Autonomie) zu einem großen Bauernaufstand kam, den man den Aufstand der Weißen nannte. Bei diesem Aufstand, Ende März und anfangs April, wurden sämtliche (?) Kommunisten und Milizionäre erschossen und erschlagen, darunter auch 2 russische Podarmentchye, die bei uns angestellt waren, wurden von den Weißen aus Neutaub bei uns in Medemtal erschossen, 2 von unseren Kommunisten, Söhne aus unserer Gemeinde, wurden auf der Flucht in Neutaub erschossen. Mit einem Wort, es wurden in all den deutschen Kolonien eine Unmenge der Kommunisten erschossen. Wir alle waren begeistert von der Sache (?) und hofften jetzt eine bessere Zeit zu bekommen. Doch, da es an Waffen, Munition und Organisation fehlte, konnten wir uns auf die Länge nicht halten. Die Uebermacht war zu groß; immer neue Verstärkungen kamen aus Saratow hinzu; die meisten von diesen waren von der Soviet-Regierung teuer gemietete schwarze Völker aus dem Kaukasus, welchen unbeschränkte Rechte eingeräumt waren. Die mobilisierten Kolonisten, Räte oder Regierungstruppen sind der Regierung längst nicht mehr treu und größtenteils entwaffnet;—nun kam gerade kurz vor unserer Abreise ein schreckliches Gericht, und sind in den Kolonien sehr, sehr viele Bauern erschossen worden. Was bei uns geschehen, kann ich nicht sagen, da ich an der Ausfertigung meiner Papiere lange zu arbeiten hatte und als diese endlich fertig, eilten wir, um von dort fortzukommen, erfuhren jedoch in Moskau durch einen Bruder aus der Gemeinde, der ein paar Tage später dorthin kam, um auch sich dort loszumachen, daß 14 Männer von den Unsrigen verhaftet und viele andere gesucht würden, die geflüchtet seien. —

Das sind so die Zustände in Rußland, wie der erwähnte Brief sie bringt und damit auch die traurige Lage in unserer dortigen Schwester-Gemeinde schildert und dann noch hinzufügt, daß besonders in einem Teil der deutschen Kolonien schon viele Menschen aus Mangel an Nahrung sterben und wie die Aerzte feststellen unter den gleichen Symptomen: Aufschwellen der Beine und des ganzen Körpers als Folge unzulänglicher Nahrung und des vielen Genusses von schlechtem Pferdefleisch. Dankbar anerkennend bemerkt nun der Schreiber des Briefes, daß sie, er und Familie, nicht nur glücklich und ohne angefochten, sondern auch ganz frei mit allen ihren Sachen durch Rußland gereist sind; des Weiteren berichtet der Brief über Valuta-Angelegenheiten, die nicht von allgemeinem Interesse sind und darum nicht weiter berührt werden. —Chr. Bundesbote.

* * * * *

Brief von Gerhard Thiessen, Deutschland, mit Berichten aus einem Briefe von seiner Schwester, Lieschen aus Köppenthal.

* * *

Lieber Herr Quiring!

Ich habe sehr traurige Nachricht von meinen Verwandten in Rußland bekommen und möchte Ihnen einige mitteilen.

Die deutsche Autonomie, wie Schwester Lieschen schrieb, hat, durch die Quälereien der Bolschewisten gereizt, einen Aufstand gewagt, in welchen auch unser Kreis mit hineingezogen wurde.

Die Bolschewisten, Kommissare und Arbeiter wurden gefangen genommen und zum größten Teil erschlagen. Die Bolschewisten aus dem Kreis Malyschin flohen nach Katatinenstadt; etliche wurden aber schon in Medemthal, die andern in Neulaub ergriffen und erschlagen. Das war am 22. März.

Bruder Franz wurde zum Führer der Aufständischen, wie Schwester schreibt, zum Natschalijik gewählt; Arthur und Bruno Epp, Peter Siebert, Perow und Jakob Jungman als seine Gehilfen.

Onkel Franz war Vorsitzender der Untersuchungskommission; Lehrer Funk (J. Quirings Schwager) und Bruder Bernhard Mitglieder derselben.

Ein junger Bachmann aus Fresenheim übernahm die militärische Führung. Die ersten Verstärkungen der Bolschewisten gingen zu den Bauern über, doch dann sandte die Regierung Armenier und Tscherkessen, die sehr hohes Gehalt und gute Verpflegung erhielten, welche mit Maschinengewehren und Geschützen ausgerüstet waren.

Die Bauern wurden geschlagen und zersprengt. Die Bolschewisten traten die Herrschaft wieder an und verhafteten alles, was sich bei dem Aufstand hervor getan hatte.

Es wurden zum Tode verurteil: aus Köppenthal, Bruder Franz, Onkel Franz Epp, Linkowsky, Klemme, Karl Finkeiser, Daniel Henkel, Abr. Neumann; aus Lindenau, Heinrich Hinter gard; aus Walujewka, Cornel. Isaak; aus Medemthal, Dietrich Wall, Abr. Wall, Peter Quiring und Peter Reimer. Außerdem 6 Russen. Diese 21 Mann wurden am 19. Mai hinter dem Kirchhof von Köppenthal erschossen und in ein Massengrab, welches Papa, Onkel Peter, Onkel Bernhard, Bruder Hans (J. Quirings Schwager) und andere graben mußten, gelegt.

Lieschen schreibt weiter: Am 19. Mai abds. gingen sie den schweren Gang zum Kirchhof, aber sie gingen ihn mit Jesu, dem Erlöser.

Es wurden außerdem noch bedingungsweise zur Kugel verurteilt, Vetter Arthur, Bruno und noch andere. Zu 5 Jahren Gefängnis Lehrer Funk, Bruder Bernhard, Heinrich Wender und noch andere

(Fortsetzung auf Seite 11.)

Editorielles.

Ein Wort an die Korrespondenten.

— Heute möchte ich ein Wort an die Korrespondenten der Rundschau richten. Der Herbst ist jetzt wieder da und ehe wir uns versehen, ist auch der Winter da. Das merke ich hier in meiner Office besonders an den vielen Briefen, die jetzt wieder kommen. Während des Sommers gingen wenige Korrespondenzen ein und ich konnte sie immer gut aufnehmen. Jetzt, wo vielfach schon die Hauptarbeit auf der Farm getan ist und die Abende wieder länger werden, werden auch die Korrespondenzen wieder mehr. Das erwarten wir auch alle. Nun sind aber manche auf den Listen als Korrespondenten angegeben, von denen ich, solange ich hier bin, und das ist jetzt über ein Jahr, noch garkeine Korrespondenz erhalten habe. Die Ursachen mögen verschieden sein. Vielleicht gefällt euch der jetzige Editor nicht. Er macht vielleicht die Sache nicht so, wie ihr es haben wollt. Ich bin jederzeit gerne bereit, guten Rat zu hören, aber ich kann nicht immer jeden Rat annehmen, sonst würde die Rundschau bald so aussehen, daß niemand sie mehr kennen würde. Aber wenn ihr wirklich einen guten Rat habt, so schickt ihn mir ein und wenn ich kann werde ich mich danach richten. Die beste Weise, etwas zu erreichen, ist, wenn man schreibt. Als ich anfing, waren auch manche Korrespondenten nicht mit mir zufrieden und sie schrieben mir frei ihre Ansicht. Ich habe auch frei geantwortet und jetzt verstehen wir uns ganz gut.

Wenn ihr es auch so machen würdet, dann würden wir uns auch wohl bald verstehen. Versuchts nur. Es sind aber vielleicht auch andere Gründe. Da haben sie vielleicht kein Korrespondenz-Material. Wenn ich es erfahre, werde ich gleich schicken. An einige schrieb ich direkt und sie schickten dann auch bald Korrespondenzen. So möchte ich alle Korrespondenten bitten, daran zu denken, hin und wieder etwas für die Rundschau einzuschicken. Niemand soll sich zurückziehen, denn wir können die Zeitung nicht gut umsonst schicken und dafür nichts bekommen.

Im Winter sind die Korr. gewöhnlich sehr fleißig und das ist auch gut. Nun habe ich auch im Winter die meiste Arbeit und ihr könntet mir die Arbeit viel leichter machen, wenn ihr wollt. So möchte ich euch einige Winke geben. Wenn ihr die erfüllt, dann kann ich alle Korr. gleich aufnehmen, wenn sie kommen. Schreibt die Korrespondenzen nur auf das Papier, das ihr von hier bekommt. Wenn das Papier alle ist, dann genügt am Ende eine kleine Bemerkung und ich werde neues schicken. Schreibt nur mit Tinte und Feder oder noch besser, mit der Schreibmaschine, aber nicht mit Bleistift. Das ist oft nicht zu lesen. Schreibt so klar und deutlich, wie ihr könnt. Schreibt nur auf den Linien und nicht zwischen den Linien, macht die Zeilen auch nicht dichter zusamen, als die Linien sind, denn dann ist es schlecht zu lesen. Schreibt nur auf der einen Seite und macht die Korr. nicht unnötig lang. Schreibt das Wichtigste und was für alle von Interesse ist. Wenn ein Blatt nur auf einer Seite beschrieben ist, so ist das keine Papierverschwendung, denn wir ha-haben hier Papier genug und es bleibt auch nachher Papier und wird wieder zu Papier verarbeitet. Für uns ist es aber viel besser, wenn nur eine Seite beschriezen ist, es läßt sich viel leichter setzen und bearbeiten. Unsere Zeit ist sehr knapp im Winter und wenn wir Zeit sparen können, dann ist es besser, als wenn wir Papier sparen.

Wenn diese Winke befolgt würden, dann ließe sich die Arbeit viel schneller machen. Viele machen es auch so, ohne daß man sie darauf aufmerksam macht, aber es sind doch auch solche da, die es nicht tun. Da jetzt immer viel Nachrichten aus Rußland kommen und auch aus Deutschland, die auch von großem Interesse und wichtig sind, so muß ich öfter, wenn die Zeit knapp ist, Korrespondenzen, die undeutlich geschrieben sind und die zu dicht zusammen geschrieben sind, zurücklegen und solche nehmen, die besser zu lesen sind. Die andern müssen dann warten. Wenn ihr aber die obigen Winke erfüllt, und ich glaube, es ist nur billig, daß ich das erwarte, dann kann ich alles besser aufnehmen. Wenn ihr eine Idee hättet, was hier im Winter in einem Tag in die Office kommt und erledigt werden muß, dann würdet ihr mich verstehen und gerne meine Bitten erfüllen.

Ich danke euch im Voraus für die Erfüllung meiner Bitten und erwarte, daß wir viele gute Korrespondenzen haben. Wenn mal etwas liegen bleiben muß, denn ich habe oft ziemlich Material, dann bitte ich, nicht ungeduldig zu werden — es wird schon kommen. Schon jetzt habe ich viel mehr Material an Hand, als ich brauche und es wird noch mehr kommen im Winter. Nachrichten aus Rußland und Deutschland muß ich natürlich oft eher aufnehmen als anderes, da sie wichtiger sind.

* * *

Gesangbücher für die Flüchtlinge in Constantinopel.

— Vom mennonitischen Flüchtlingsheim in Constantinopel kommt eine Bitte für Gesangbücher für die jungen Mennoniten dort. J. E. Brunk, einer der Arbeiter im Relief Unit schreibt, daß sie dort keine Gesangbücher haben für die jungen Leute. Die Gesangbücher die Zahlen als Noten haben, die wahrscheinlich in Rußland am meisten gebraucht wurden, werden vorgezogen. Leser, die solche haben und den jungen Brüdern dort eine Freude machen wollen, sind gebeten, die Bücher an die folgende Adresse zu senden:

Mennonite Relief Unit,
care of Near East Relief,
Stamboul,
Constantinople, Turkey.

Wenn solche mit Zahlen nicht da sind, dann wird um andere mit Noten gebeten. Es ist natürlich, daß die Brüder dort sangeslustig sind, und Gesang ist eine schöne Gabe, aber wenn man die Lieder nicht auswendig weiß, dann kann man ohne Gesangbücher nichts anfangen. Wer also hat, der möge helfen.

* * * * *

„Auf zum Werk."

* * *

Ich habe die erste Nummer der neuen Monatsschrift von Br. Gustav Enß, „Auf zum Werk" erhalten. Schwester Enß ist meine werte Lehrerin von der Halbstädter Kommerzschule, es bestimmte mich neben noch anderen Gründen, mit Wohlwollen auf die ersten Schritte von Br. Enß in der russischen Missionsarbeit zu warten. Daß es eine Arbeit unserer Mennoniten sein müßte, stand bei mir fest. Ob mitarbeiten oder als Mennoniten-Gemeinden allein vertreten, soll uns aus der Ferne nicht aufhalten, jede uns gebotene Gelegenheit, mitzuhelfen, Rußland das Evangelium zu bringen, auszunutzen, denn sind wir es nicht unserer alten Heimat schuldig, ihr das Kostbarste das wir unser eigen nennen, das erlösende Wort Gottes zu bringen? Wir wollen uns prüfen an folgenden Worten „also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot an ihm selber."

Den Brüdern in der russischen Missionsarbeit „Auf zum Werk," insbesondere unserem werten Bruder Gustav Enß, möchte ich als Geleitwort, nachdem ich die erste Nummer von „Auf zum Werk" gelesen habe, mitgeben **„Denn die Liebe Christi dringet uns also"** mit dem Herzenswunsche, es möchte Euer Beweggrund in Eurer Arbeit sein und bleiben zur Ehre des Herrn und zur Erfüllung der Christenpflicht gegenüber allen Völkern, und unserer alten Heimat insbesondere.

Die Liebe Jesu Christi erinnert uns an ein Feuer, das auch unsere Herzen erwärmen soll, die wir von der Ferne diese Arbeit verfolgen wollen, sie in unsere Gebete einschließen, und die Tat folgen lassen wollen. Aber das Feuer tut gottlob noch mehr als das. Es fallen Liebesfunken in das offene Herz der Christen, und es wird dadurch ein Liebesfeuer angezündet, das dem Liebesfeuer des Herrn Jesu ähnlich ist. Und wie ist das so geeignet, alles Unlautere zu verzehren. Deshalb wollen wir unsere Herzen öffnen und dem Herrn Jesu recht nahe treten, damit dieses Liebesfeuer uns nicht nur erwärme, sondern daß dessen sprühende Liebesfunken in unsere Herzen fallen, alles Unlautere verzehren, und unsere Herzen dem Herrn zur Wohnung vorbereiten. Wir werden dann alle sagen können **„Denn die Liebe Christi dringet uns also"** und danach handeln in der Erfüllung unserer heiligen Pflicht unserer alten Heimat gegenüber.

Den 11ten September 1921.

Mit Brudergruß:

Hermann H. Neufeld.
Herbert, Sask., Canada.

Von hier und dort.

* * *

Elias Walter, Macleod, Alta., schreibt am 12.: Wir sind am Dreschen, haben aber am 8. Regen bekommen und den 9. sogar Schnee, so daß es winterlich aussieht. Es ist aber nicht kalt dabei, so daß der Schnee vergeht. Es bleibt trübe, so daß das Dreschen wohl für eine Woche eingestellt werden muß, da es ziemlich aufgeweicht ist. Die Qualität war gut, Weizen wiegt bis 64 Pfund zum Buschel, aber die Quantität ist nur wenig. Nur das Brachland gibt eine halbe Ernte, so bei 20 Buschel zum Acker.

* * *

Aug. Klingenberg, E. Bakersfield, Calif., schreibt: Wir sind hier in Bakersfield noch alle schön gesund und haben in letzter Zeit viele Segnungen gehabt durch die Arbeit des lieben Bruders Hübert von Reedley. Gegenwärtig sind hier Besucher von Hillsboro, Kans., nämlich Peter J. Nickel, welche auch diesen Versammlungen beigewohnt haben. Es haben sich viele zum Herrn bekehrt, möchte es auch wirklich geworden sein, ist unser Wunsch. Ich wünsche allen Freunden und Bekannten Gottes reichen Segen und daß wir alle recht kaufen möchten, bis wir uns dort alle wiedersehen.

* * *

Abr. Dörksen, Otterburne, Man. berichtet, daß nach einer 28wöchentlichen Abwesenheit ihre Delegaten am 2. September gesund und wohlbehalten zurückgekehrt sind von Süd-Amerika und Mexiko. Gruß an alle Leser.

* * *

Rev. Jacob J. Balzer, Mountain Lake, Minn. schreibt: Wir feierten am Sonntag, den 4. Sept. ein gesegnetes Missions- und Kinderfest, bei welcher Gelegenheit Br. J. W. Kliewer von unsern Missionsfeldern Leid und Freud, Hindernisse und Erfolge in der Arbeit erzählte. Auch durch die folgende Woche bis gestern Abend hielt er täglich an den Abenden in den verschiedenen Gemeinden gesegnete Versammlungen, die im allgemeinen das Interesse für die Mission sehr geweckt und belebt haben. —

* * *

Johann U. Kehler, Grünthal, Man. schreibt am 12. Sept.: Gruß zuvor! Da es schon den fünften Tag regnerisch ist, so ist auch Zeit, ein wenig zu schreiben. Das Dreschen ist noch nicht beendigt, aber jetzt wird es wohl für eine Woche Halt sein. Viele sind hier jetzt krank und es sterben auch. Heute ist Begräbnis in Hochfeld. Da soll eine alte Tante Abr. Kehler begraben werden. In Grüntal liegt der alte Franz Giesbrecht auch eine Woche schwer krank. Unser Baby hat so bei 4 Wochen den Durchfall und es scheint, es will alles nicht helfen. Muß noch berichten, daß der Bär, der sich hier eine lange Zeit aufgehalten hat, bei Johann Kranen drei Kasten Bienen samt Honig aufgefressen hat. (?)

Mission.

* * *

Oregon.

* * *

Portland, Oregon, 141 Union Ave., N. den 12. September 1921.

Lieber Bruder und Editor der Rundschau! Gottes Segen sei dir in deiner Arbeit zuvor gewünscht! Schon lange haben wir gefühlt, für die Rundschau zu schreiben, aber weil wir sie nicht halten und auch nicht wissen wer der Editor jetzt ist, so fiel es mir immer etwas schwer. Jetzt will ich jedoch etwas von uns berichten.

Wir sind Gott sei Dank, schön gesund und froh im Herrn. Das Wetter ist eine Zeitlang ziemlich warm gewesen aber jetzt dunkelt es und die Regenzeit wird wohl bald eintreten. Das Wetter ist in Oregon doch ganz anders als in Afrika. Es ist hier die längste Zeit im Jahr kühl und weil wir das Klima noch immer nicht gut gewöhnt sind, so erkälten wir uns oft.

Wie es den meisten Lesern wird bekannt sein, sind wir schon über zwei Jahre im Heimatlande. Hatten es damals, wie wir noch in Afrika waren, nicht gedacht und geahnt, daß wir solange würden in Amerika verweilen, aber des Herrn Wege sind oft anders als unsere. Wir wissen auch heute noch nicht, wie lange wir noch im Heimatlande bleiben werden. Wir denken noch oft an Afrika und beten für die armen Heiden, daß ihnen möchte das Wort Gottes gebracht werden. Unser Herz ist in der Arbeit des Herrn und wir wollen immer willig sein, da zu gehen und das zu tun, was der Herr von uns fordert.

Wir sind schon über ein Jahr in Oregon und sind im Weinberg des Herrn tätig. Es gibt ja viel zu tun. Der Herr sucht nach Arbeiter und wir sind froh, daß wir uns nützlich machen können weil wir hier sind. Wie lange wir hier bleiben werden, wissen wir nicht. Wir warten auf des Herrn Geheiß.

Nun möchte ich noch fragen, ob die Rundschau nach Rußland geht. Und wenn so, kann mir irgend jemand Aufschluß geben, wo meine Onkel und Tante geblieben sind? Meine Mutter, Frau Johann Siebert, Sparau, starb den 6ten Februar 1909 bei Buhler, Kansas. Vor der Zeit haben wir, meine Mutter und ich, Briefwechsel gehabt mit meiner Tante Jacob Franz — geborene Katharina Plett, meine Mutter war Aganetha Plett. Damals wohnten Onkel und Tante Jacob Franz in Rußland und ihre Adresse war Gouverment Orenburg, Station Platowka, Postabteilung Dejewka, Klubnikow, Rußland. So viel wie ich mich erinnern kann, haben wir seit dem Tode der Mutter nichts gehört. Habe schon oft wollen schreiben, aber wußte nicht, ob der Weg nach Rußland schon offen war. Jetzt möchte ich gerne wissen, ob irgend jemand in Amerika oder in Rußland Aufschluß geben kann, wo selbige Familie ist. Sie waren früher sehr arm und ohne Zweifel wird es ihnen jetzt auch nicht sehr gut gehen. Da waren noch Tante Jacob Friesen und Onkel Johann Plett und Onkel Cornelius Plett. Weiß aber garnicht wo sie sind. Onkel Johann Plett wohnte zu seiner Zeit auf Omsk. Onkel Cornelius Plett mußte seine Frau durch den Tod abgeben. Onkel Jacob Franz hatte recht bin, vier oder fünf Söhne. Einer schlechte Augen. Sie hatten, wenn ich war im Dienst. Ich glaube dies ist alles was ich behalten habe und ich würde mich sehr freuen, wieder mit ihnen in schriftlichen Verkehr zu kommen. Wenn irgend jemand in ihrer Nähe wohnt, dann bitte, gebt ihnen dieses zu lesen oder laßt uns wissen wie ihre Adresse ist und wir wollen sie mal mit einem Briefchen besuchen, Bitte! Für solche Freundlichkeit danken wir im Voraus. Ich bin Johann Sieberts Tochter, Aganetha. Jetzt verheiratet zu Franz Ernst Hein.

Lieber Editor, du wirst wohl krank werden von solchem Stoff aber ich weiß nicht wie ich jene Familien nachfinden kann. Ich habe sehr viel von dem Elend in Rußland gehört und gelesen und so möchte ich mal ausfinden, ob meine Verwandten noch am Leben sind oder nicht und wie es ihnen geht.

Wie kann ich es jetzt ausfinden? Würdest du so gut sein und uns schreiben wenn du Auskunft bekommst?

Nun ich will aufhören für dies mal. Wo ist Bruder Wiens, der gewesene Editor geblieben?

Grüßend verbleiben wir deine Geschwister im Herrn,

Agnes und F. E. Hein.

(So schnell werde ich noch nicht krank. Nach Rußland geht die Rundschau noch nicht, aber vielleicht kann ein Leser hier oder in Deutschland aushelfen. Antwort auf diese Anfragen bitte an die Schwester selber oder an mich zu senden, ich werde gerne übermitteln. Br. Wiens ist jetzt in Californien. Editor.)

* * * * *

Korrespondenzen.

Vereinigte Staaten

Kansas.

* * *

Buhler, Kans. Sept. 15, 1921. Werter Schriftleiter! Am 1. Sept. feierten Eduard Dürksen, Sohn H. J. Dörksens, und Anna Voth, Tochter des verstorbenen Aeltesten J. S. Voth, Hochzeit. Die Mutter der Braut richtete dieselbe aus und hatte zu dem Zweck im Hofe ein geräumiges Zelt aufgestellt, um die zahlreich geladenen Gäste gehörig aufnehmen und bewirten zu könnn. Prof. Jakob Schmidt, Onkel der Braut, hielt die Hochzeitspredigt und Aelt. P. H. Unruh vollzog die Trauhandlung. Das junge Paar hat mehrere Jahre erfolgreich Schule gehalten. Jetzt beabsichtigt es, sich weiter vorzubereiten für den Dienst im Weinberge des Herrn und zwar im Bibel Institut, Los Angelos, Cal.

Den 4. l. M. feierte die Hebron Gemeinde Missions- und Erntedankfest, wozu sich wenigstens ein paar Tausend Gäste einfanden von nah und ferne. Das Missionsfest wurde anläßlich der Absonderung der Geschwister Abr. Lohrenz als Missionsarzt nach China, gefeiert. Es herrscht ja ein großes Bedürfnis an geeigneten christlichen Aerzten auf den Missionsfeldern. Wieviel leibliches Elend tritt den Missionsarbeitern auf Schritt und Tritt entgegen, dem sie ohnmächtig gegenüber stehen! Wie viel Möglichkeiten bieten sich da für einen Arzt, der von der Liebe Jesu Christi erfüllt ist, neben Heilung des Körpers, auch die der Seele anzubahnen. Aber es liegt auf der Hand, daß der Unterhalt eines Missions-Doktors ungleich mehr kosten wird, als ein Missionar. Man denke nur an all die kostspieligen Instrumente, Medikamente usw., deren er bedarf um einigermaßen seiner Praxis nachgehen zu können. Mir scheints, ein Arzt, der sich es 1000 de hat kosten lassen, um sich seine Diploma zu erwerben, entsagt dem irdischen Mammon, wenn er seine Praxis unter armen, verkommenen Heiden sucht, wo eine entsprechende Vergütung ausgeschlossen ist. Die Geschwister sind bereits auf dem Wege nach China und unsere Gebete begleiten sie.

Den 6. fand die Begräbnisfeier der verstorbenen Frau Heinr. A. Wölk von der Gössel Kirche aus statt. Sie war eine geborne Unruh und die zweite Frau Br. Wölks und starb als Wöchnerin. Zwei Waislein, der Gatte und fünf Kinder von der ersten Frau betrauern ihren zu frühen Heimgang. Wenn das Bewußtsein, die Heimgegangene war ein lebendiges Kind Gottes, den Schmerz mildert, die Tatsache bleibt unerbittlich bestehen — der Mutterplatz ist leer.

Die Regen gehen sehr strichweise und hier herrscht große Dürre. Sehnsuchtsvoll schaut der Ackersmann aus nach Regen, um nicht nur die Wintersaaten bestellen zu können, sondern daß auch die Weideplätze eine Auffrischung erfahren möchten. Auch das Vieh leidet von der Dürre und Hitze. Außergewöhnliches Wetter herrscht.

Mit Gruß C. H. Friesen.

* * * * *

Minnesota.

* * *

Mt. Lake, Minn. den 14. Sept. 1921. Einen brüderlichen Gruß an Editor und alle Leser! Ich lese so gern Berichte und selbst fühle ich mich oft nicht fähig dazu, zu schreiben, denn mir ist es auch so wie Br. Kröker von Sask unterm 17. Juli schreibt von dem Duchoboris, wo er ihn fragt, ob er auch mithelfen wird, die Reichen schlagen? Was mich zum Schreiben trieb, ist folgendes. Ich las in Deinem Brief, Br. Kröker, daß Du von einem Jüngling von Konstantinopel, Franz Braun, aus Chortitza, deinem Heimatsdorfe, einen Bericht erhalten, wo eine Liste beigefügt ist mit Namen und Alter der Verstorbenen in Chortitza in der Epidemie. Vielleicht kannst Du mir die Liste auch mal zuschicken, ich danke Dir im Voraus, denn ich habe auch noch etwas Vorrecht an Chortitza, denn ich bin von Onkel und Aelt. Gerhard Dück noch getauft und meine Frau von Mutters Seite die Hamm, Peter, Jakob, Abraham und Heinrich ihre Onkels waren, da werden die Alten wohl vor dem Krieg gestorben sein, aber da werden doch noch Nichten und Vettern sein. Meine Frau war eine Heinr. Hildebrands Tochter, da waren noch vor dem Krieg Diedrich Hildebrand und Peter Hildebrand, auch hier mögen noch welche sein. Und nun gehe ich noch nach meinem Geburtsort Schönwiese. Da hatte ich auch noch eine Schwester Julius Janzen, hab noch von vor dem Krieg nichts gehört. Ob da schon Briefe nach Rußland gehen? (Ja, es ist schon öfter gemeldet worden, daß man Briefe nach Rußland schicken kann. Editor.)

Es hatte die Nacht geregnet. Es hat diesen Monat schon 4 oder 5 Mal ganz gut geregnet, es ist ein schwerer Weg jetzt. Es treibt mich, liebe Leser, ich weiß nicht, wie lange wir vor allem bewahrt werden. Ich nahm das Testament und schlug auf Ebr. 13, 21: Der mache sich fertig in allem guten Werk zu tun seinen Willen und schaffe in euch, was vor ihm gefällig ist durch Jesum Christum, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen. Gott sei mit dir, so sagte der Russe und das wünsche ich allen und auch mir. Grüße nochmals alle.

Jakob Entz.

* * * * * *

Montana.

* * *

Frazer, Mont., den 13. Sept. 1921. Friede als Gruß! Lieber Editor sowie alle werten Rundschauleser in der Nähe und in der Ferne. Weil das Schreiben wegen der vielen Arbeit, die die Erntezeit mit sich bringt, unterblieben ist, wollte ich heute, da die Arbeit durch einen mehrmaligen Regen unterbrochen ist, etwas von hier und Umgegend hören lassen

Das Dreschen ist wohl meistens beendigt und ist der Ertrag dieses Jahr ein guter und dabei doch ein verschiedener, je nachdem das Land gut oder schlecht zubereitet wird. Wer viel in Brache gesät hatte, bekommt nach dem Quantum Land viel mehr Getreide, als der, welcher viele Acker mehr besät hatte. Man muß sich wundern, wieviel auf solchem Land mehr wachsen kann als auf dem, das schlecht zubereitet wird. Das Ergebnis ist von 25 bis 35 Buschel und darüber vom Acker, Weizen. Wie schon erwähnt wurde die Drescharbeit von einem Regen unterbrochen, welcher Freitag, den 9. einsetzte und Samstag in einen regelrechten Schneesturm aus dem Nordwesten ausartete, so daß Sonntagmorgen alles unter einer Schneedecke lag, welche jedoch wieder vor Abend verschwunden war.

Wenn wir hier in Mont. auch wohl einen langen und strengen Winter haben, so war dieses doch ein seltener Fall, daß wir schon den 10. Sept. solchen Schneesturm hatten. Gestern war es auch den Tag über dunkel und regnerisch, doch heute scheint die Sonne wieder freundlich, sodaß mit der Drescharbeit in einigen Tagen wieder begonnen werden kann.

Unserer l. Nachbarn und Freunde Dietrich Friesen Sohn David ist nach längerem schweren Krankenlager Sonntagmorgen um halb vier Uhr gestorben. Die Beerdigung findet morgen, Mittwoch, in dem Schulhause, wo wir unsere sonntäglichen Versammlungen abhalten, statt Der treue Herr tröste die trauernde Familie mit seinem göttlichen Troste von oben. Im Frühjahr wurde diese l. Familie auch schon schwer heimgesucht, indem ihre vielversprechende Ernte von einem verheerenden Hagelsturm total vernichtet wurde. Solches ist recht schwer, besonders, wenn Leute erst alt sind, wie die Betroffenen. Komme denn wieder zum Schluß mit der Bitte, alles in Liebe anzunehmen. Jakob M. Thießen.

* * * * * *

Canada.

Saskatchewan.

* * *

Osler, Sask., den 9. September 1921. Werter Editor! Da man heute drinnen sitzen muß, wegen dem anhaltenden Regen, so habe ich Zeit, für die Rundschau zu schreiben. Das Wetter ist bis gestern alle Tage sehr warm gewesen und das Dreschen hat bei dem herrlichen Wetter große Fortschritte gemacht. Nun wird es aber eine Woche nehmen, bis es wieder trocken sein wird. Die Ernte fällt hier sehr gut aus, der Weizen gibt von 16 bis 24 Buschel zum Acker. No. 1 Northern ist nun $1.19, aber im Durchschnitt haben wir hier nur No. 2 Northern. Die Farmer sind übrigens dieses Jahr ganz zufrieden, wenn sie nur erst könnten alles gedroschen haben.

Donnerstag, den 1. Sept. gab es ein großes Unglück bei der Dreschmaschine. Franz Schmit drosch mit seiner Maschine in Grüntal und weil es den Tag ziemlich warm war, fingen die Treibriemen am Dreschkasten an, nachzulassen. Als Schmit das merkte, nahm er die Teerdose und fing an, die Seiten zu teeren und in einem Augenblick, muß man wohl sagen, hatte ihn der Riemen erfaßt und herumgeschleudert. Die Arbeiter hörten, daß es einen Ruck gab in der Maschine aber sie dachten nicht, daß es so etwas gegeben hatte. Als sie sich umsahen, lag Schmit besinnungslos unter dem Dreschkasten, der rechte Arm war unter dem Ellbogen zweimal gebrochen. Er wurde auf einem Wagen in Wolldecken eingepackt und nach Hause gebracht, wo ihm dann auch bald ärztliche Hilfe zuteil wurde. Es scheint nun gut mit ihm zu sein, aber den Arm wird er diesen Herbst doch nicht brauchen können.

Die Johann Friesche in Hochstatt, von deren Leiden ich schon in Rundschau No. 34 erwähnte, ist Montag, den 22 Au-

gust von ihrem Leiden erlöst worden. Alt geworden 29 Jahre und etliche Monate. Sie hinterläßt einen betrübten Gatten mit 7 Kindern. — Bei H. Penners in selbigem Dorf sind in kurzer Zeit 2 kleine Kinder gestorben. Das jüngste, einen Monat alt, fanden sie des Morgens tot in der Wiege und das andere, 1 Jahr und 2 Monate alt, wurde den 8. September begraben.

Sonntag, den 21. August wurde in Blumental der alte Großvater David Tiesen begraben. Er ist in die achtziger Jahre alt geworden. — Am 20. August wurde in Grünfeld eine Pennersche begraben, sie hat sehr lange am Krebs gelitten. Alt geworden 49 Jahre und etliche Monate. So geht einer nach dem andern über in die obere Heimat, wohl dem, der bereit ist, wenn er von hier abgerufen wird. In Grüntal liegt die alte J. Hübertsche schon seit längerer Zeit schwer krank danieder. Ihre Krankheit ist auch ein Krebsleiden. Es ist nun ein Jahr, als sie in Saskatoon operiert wurde an der Brust. Als sie dann für geheilt nach Hause kam, war sie auch bald gesund und fröhlich. Im Frühjahr 1921 stellten sich Emfindungen in der Brust ein. Es wurde auch wieder gedoktert, aber ohne Erfolg. Sie glaubte damals noch immer nicht, daß es der Krebs war. Nun hörte ich kürzlich, daß sie es jetzt glaubt.

Die D. Kröfers in Blumental liegen auch noch immer schwer krank, es soll nun etwas besser mit ihnen sein, als es eine Zeitlang gewesen ist. Ich könnte noch von mehr Kranken anmerken, aber für dieses Mal werde ich damit aufhören.

Ich hatte am Anfang etwas vom Wetter geschrieben. Am 9. regnete es den Tag über mit großem Nordostwind und nur 2 Grad warm. Als wir am 10. morgens erwachten, war alles mit Schnee bedeckt und es schneite auch noch den Tag über bis Abend mit großem Nordwind. Es sind nicht ganz 4 Monate verflossen, daß wir ohne Schnee geblieben sind, nämlich vom 11. Mai bis zum 10. September. Die längste Zeit im Jahr haben wir hier Winter. Wenn es nicht noch 2 Monate schönes Wetter gibt, dann bleibt viel Getreide auf den Feldern stehen. Es steht noch auf Stellen viel Hafer ungeschnitten und den wird dieser Schnee auf die Erde gelegt haben, daß er mit dem Binder nicht zu mähen ist. Man hofft alles Beste, das Schlechte kommt schon immer zu früh.

Aus dem Garten gibt es auch so mehr von allem genug, Kartoffeln sehr viel, Barstand auch mehr, als gegessen werden kann auf vielen Stellen. Bohnen, die in dieser Gegend gewöhnlich nicht reif werden, bis der Frost kommt, sind schön geraten und schön reif geworden. Um die Leser nicht zu ermüden, schließe ich für diesmal. Zum Schluß noch einen herzlichen Gruß an die Freunde bei Herbert, Sask. Auch Ihr, l. Geschwister und Freunde in Manitoba seid aufs beste gegrüßt von uns. Bitte schreibt doch mehr Briefe, werde nicht schuldig bleiben.

J. Martens.

* * * * *

Todesanzeige.

* * *

Great Bend, Kan., den 7. September 1921. Liebe Rundschauleser! Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, meine liebe Mutter, die Frau Benj. D. Elisabeth Unruh, von uns zu nehmen und sie in das himmlische Heim zu versetzen, wohin ihr heißes Sehnen war. Sie hat viel gelesen und auch viel gebetet und viel Geduld getragen. Sie wohnte nahe bei uns und wir haben sie oft besucht. Sie war im festen Glauben, daß der liebe Heiland für uns gelitten hat. Die letzten 4 Monate hat sie im Schaukelstuhl zugebracht, ihre Krankheit war die Wassersucht. Sie starb am 14. Juni 1921 und am 17. Juni war die Begräbnisfeier unter großer Teilnahme. Rev. J. B. Schmidt sprach über den Text: Joh. 11, 25 und 26, Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Die liebe Mutter ist am 3. Februar 1842 geboren. Sie ist eine Tochter von Heinrich Dirks, Jorvenine Ostroga (?) Rußland. Im Alter von 16 Jahren wurde sie von Aeltester Tobias B. Unruh im Karlswalder (?) Bethause, Ostrogo, Rußland getauft und ist 63 Jahre, bis zu ihrem Ende ein treues Gemeindeglied gewesen, zuletzt in der Bergtal Gemeinde, Pawnee Rock, Kans. Im Ehestand lebte sie 37 Jahre, als Witwe 26 Jahre. Alt geworden ist sie 79 Jahre, 4 Monate und 11 Tage. Mutter ist sie geworden über 7 Kinder, 4 davon sind schon im Tod vorangegangen. Großmutter wurde sie über 4, Urgroßmutter über 2 Kinder. Sie hinterläßt 2 Söhne, eine Tochter, 2 Brüder und eine Schwester und viele Verwandte und Freunde, die ihren Tod betrauern.

Mit Gruß Tobias Unruh.

(Fortsetzung von Seite 7.)

aus den andern Dörfern, welche Lieschen nicht wußte.

In tiefer Trauer, Ihr
Gerhard Thiessen.
— Herold.

* * * * *

Ein Buch über die Schreckenzeit in der Altkolonie.

Eingesandt von J. G. Ewert, Hillsboro, Kans.

Lübeck, den 24. Juli 1921.

Lieber Bruder Ewert!

Ich habe nun die traurige Historie der Altkolonie Chortitza beendigt, wie sie so traurig-dramatisch unter den Anarchisten — nicht zu verwechseln mit den Bolschewiken! — sich abgespielt hat. Es sind dies meine Erinnerungen aus jener mit fühlendem Herzen und geschärften Sinnen so tief erlebten Zeit. Es lag mir nicht so sehr daran, alle äußern Vorgänge bis ins einzelste aufzuzählen, sondern mehr daran, zu zeigen, welche Stimmung, welche seelische Wandlung die Ereignisse verursachten. Selbstverständlich muß ein fühlender Leser, zumal noch ein fantasiebegabter, von der Schilderung sich so ergriffen fühlen, als ob er geschüttelt würde. Aber das kann ich ihm nicht ersparen; denn er fühlt dann immerhin erst einen ganz kleinen Bruchteil jener seelischen Erschütterung, die uns dort betroffen hat.

Ich will Ihnen zugleich mit diesem Brief das Vorwort zu dem Buch übersenden. Sie mögen es im „Vorwärts" abdrucken lassen. Mein schwedischer Freund übersetzt mein Tagebuch ins Schwedische Ich überlege, ob ich es nicht auch in andre Sprachen, vor allem ins Englische, übertragen lassen sollte. Es sind 145 Seiten im Format des beiliegenden Vorwortes. Bezüglich der deutschen Ausgabe hatte ich mir gedacht, daß sie Absatz finden würde bei den Deutschen der Vereinigten Staaten und Kanadas, vor allem bei den amerikanischen Mennoniten. Der Druck soll in Deutschland besorgt werden, und es könnten dann einige Tausend Exemplare hinübergeschickt werden. Wenn das Buch mit einem Dollar berechnet wird, dürfte es die Kosten des Druckes, der Uebersendung usw. decken, und es würde vielleicht noch ein kleiner Reingewinn erzielt werden können.

Die Lage der Flüchtlinge in Deutschland ist eine sehr traurige. Ich weiß es von mir selber; ich war in einer Lage, wovon die meisten keine Vorstellung haben können. Jetzt bin ich auf ein paar Monate in Schweden bei einem Freund aufgehoben. Ohne Jeremiaden anstimmen zu wollen, muß ich doch bekennen, daß die Aussicht in die Zukunft für die Mennoniten, die in Deutschland als Flüchtlinge leben, äußerst dunkel und trostarm ist. Vielleicht kann durch meine Arbeit, die zugleich als Mahnung an die satten Mennoniten und andern Deutschen Amerikas dienen kann, unsre Notlage um ein Kleines freundlicher gestaltet werden. Ich baue auf Ihre Mitwirkung, lieber Bruder. Ich kenne nun aus Ihren Aufsätzen und politischen Uebersichten Ihre unbestechliche Wahrheitsliebe und halte mich Ihnen befreundet.

Es grüßt Sie mit festem Handdruck Ihr
Dietrich Neufeld.

Meine Anschrift bis zum 15. September wird jetzt sein: Villa Berge, Huddinge, Schweden, später wieder Lübeck oder Emden.

Vorwort

zum „Tagebuch aus dem Reiche des Totentanzes"

Von D. Neufeld.

Ich ruf es in die Welt hinaus,
Und mag es laut und schrill ertönen,
Und tut's den zarten Ohren weh' —
Ich kann dem Drang nicht wehren!
Des Herzens Not verlangt Gehör;

Die Welt, sie muß es hören;
Denn unsrer Seelen Not ist schwer.

Myriaden von Leidensgefühlen will dieser Schrei auslösen. Es ist als ob endlich nach langem vergeblichen Drängen ein Ventil geöffnet wurde für den zum Bersten angefüllten Gemütsraum. Und nun ertönt durch den Erguß der Gefühle eines einzigen Menschen, der zufällig aus dem abgesperrten Weltenraum hinausgelangte, in die Welt des Verkehrs, des geordneten Nachrichtendienstes, in die Welt der Zeitungen und des Büchervertriebs, der schrille Schrei einer gemarterten Seele.

Es ist notwendig, daß die gesamte Menschheit erfahre, wie es in jenem verzauberten Labyrinth des tollen Totentanzes aussah. Dies Tagebuch gibt allerdings nur einen Ausschnitt aus jenem bewegten, jammervollen Bilde.

Es handelt sich nicht darum, Haß zu erzeugen. Nein! Die Menschen sind suchende, irrende Wesen. Ihr Tun ist dann oft von unheilvollen Folgen begleitet. Das russische Volk hat seine Orientierung verloren. Hier lockt man mit tönenden Schalmeien, und dort erschallen Lockrufe; hier folgt Enttäuschung, und dort ist Verwirrung.

Dutzendemal wechselte das politische Regime in Süd-Rußland, und so entstand jenes verhängnisvolle Chaos, das zum regellosen Anarchismus wurde. Die Willkür unter dem Deckmantel einer mißverstandenen Freiheit ist das Kennzeichen der treibenden Kräfte. Und selbst jetzt, nachdem die Sowjet-Gewalt sich zu befestigen beginnt, ist und bleibt der Süden Rußland ein vulkanischer Boden aufgeregter Leidenschaften. Wie es in diesem Vulkan-Krater aussieht, das unternimmt diese Schrift zu zeigen.

Es soll hier aber nicht nur ein Kultur-Dokument ans Licht gefördert werden, damit der wohlgenährte und gestiefelte West-Europäer und Amerikaner sich die Dinge ansehe, gleichsam im Museum wandelnd. Diese Schrift will mehr bezwecken. Sie spricht zu uns, sie redet uns an: Du Mensch, sieh her! Wende Dich nicht unwillig ab, weil Du nichts Unangenehmes hören und sehen möchtest! Sei auch nicht wie jener Pharisäer, der im Tempel betete: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie jene Leute!

Was wir sehen, ist ein Werden, ein Geschehen in der Menschheit — in der Menschheit unsrer Zeit, unsres hochmütigen Jahrhunderts,das die Idee des Uebermenschentums geboren hat, das aber auch das große Verbrechen, will sagen, den verhängnisvollen Irrtum begangen hat, im Spiel mit dem Feuer einen Weltbrand, den Weltkrieg, den großen Urheber großer Leiden, zu entfachen.

Die Menschheit ist ein Ganzes und soll ein **geordnetes** Ganzes werden. Ein jeder ist in seinem Teil mitverantwortlich für das Werden der Menschheit. Es hat somit niemand das moralische Recht, erhaben hinweg zu sehen über den Zustand schwer Verwirrter und tief Leidender, wie dieses Tagesbuch sie wiederspiegelt. Mit den Verwirrten müssen wir uns schämen und mit den Leidbetroffenen mitleiden.

Es ist mir nicht gegeben, wie Dantes die Infernos dichterisch auszuschmücken; denn das hier niedergelegte gibt sich nur als ein unmittelbarer Schrei, der die Seele ergreifen möchte.

Möge der zivilisierte West-Europäer und Amerikaner an seine Brust schlagen und sagen: „Menschheit, Gott, sei mir Mitverschuldeten gnädig!" Möge er seine Reue mit der Tat beweisen und hingehen und jenen armen von seinem ideellen und materiellen Ueberfluß geben. Dann tut er nur, was er zu tun schuldig ist. Will er mehr tun, will er Gutes tun, dann gibt er von dem, was nicht mehr Ueberfluß ist.

Helfen heißt nicht nur als Handelsmann hingeben, wenn es erst sicher ist und die Armen einen Ueberfluß als Entgelt leisten können. Helfen heißt: gleich, sofort und unermüdlich die Armen unterstützen. Der Segen kann nicht ausbleiben!

Ist Rußland erst moralisch und wirtschaftlich aufgerichtet, dann kann es West-Europa wieder mit vielem vergelten, wie es ehemals Europa vieles gab, ideell durch Tolstoi, Dostojewski, Wereschtschagin und andre und materiell durch Belieferung mit Weizen Gerste usw.

D. Neufeld.

(Anmerkung: Wohl nirgends hat die Menschheit so die Leiden der Revolutionszeit bis auf die Hefen auskosten müssen wie die Altkolonie und Sagradowka in der Ukraine. Die Schilderung dieser durch einen fähigen Augenzeugen, der es versteht, dadurch an das Gewissen der Menschen zu appellieren, ist von großem Wert. Solch eine Schilderung haben wir in Lehrer Dietrich Neufelds „Tagebuch aus dem Reich des Totentanzes." Für dies Buch werden nicht nur Leser ein Interesse haben, die aus dem Altkoloniegebiet herstammen, oder die dort Verwandte oder Bekannte hatten; die Sache geht uns alle an, und wir sollten wenigstens soviel mit leiden, daß wir mit innigem Gefühl diese Leidensgeschichte zu uns reden lassen, dann aber auch durch die Tat zeigen, daß die Schilderung nicht umsonst an unserm Gemüt vorbeigezogen ist. Wie in Br. Neufelds Brief oben angedeutet, wird der Preis seines Buches ein Dollar sein. Man wird es durch unsre Buchhandlungen bestellen können. Auch ich werde gerne Bestellungen für das Buch entgegennehmen und einsenden. — J. G. E.)

* * * * *

Der Selbstschutz der Kolonisten Tauriens (1919 und 1920).

Von Zentralschullehrer Th. Block.

* * *

(Vorbemerkung des Editors. Den folgenden Artikel sandte Lehrer Th. Block ein von Rumänien. Ich nehme ihn auf, der Sache halber und nicht, weil ich die Ansichten des Schreibers teile. Um gerecht zu sein, müssen wir verstehen, welche Motive die jungen Leute dazu gebracht haben, die Waffen zu ergreifen und den Selbstschutz zu organisieren. Gewiß waren die Beweggründe edel und selbstlos, aber das macht sie noch nicht immer biblisch. So ist es wohl angebracht, einen Artikel, wie diesen, zu lesen und zu prüfen, und ich bin überzeugt, daß wir alle ihn mit aufrichtiger Teilnahme lesen. Wenn es aber auf das Für und Wider ankommt, dann gehen die Ansichten auseinander. Ich für mein Teil halte fest an der biblischen Wehrlosigkeit und ich bin darin nicht allein. Es sind auch ohne Zweifel viele Geschwister in Rußland selber, die anders über diese Sache dachten und denken, wie der Schreiber dieses Artikels und ich meine, die Folge hat gezeigt, daß diejenigen, die sich nicht am Selbstschutz beteiligten, durchweg nicht so schwer leiden mußten wie diese. Das Wort: Wer das Schwert zieht; wird durch das Schwert umkommen, hat sich in diesem Fall nur zu oft buchstäblich erfüllt. Auch nimmt es anderes und größeres Heldentum, wenn die Gefühle erregt sind und die Begeisterung aufflammt, nicht mitzugehen und sich ganz im Glaube auf den Schutz Gottes zu verlassen, als mit dem Strom mitzugehen und als Held und Beschützer gefeiert zu werden. Ich vermisse in diesem Artikel z. B. ganz und gar eine biblische Gesinnung, und menschliches Heldentum, wie es hier gepriesen wird, ist noch lange nicht göttliches Heldentum. Das müssen wir unbedingt im Auge behalten, denn das gibt zuletzt den Ausschlag. Ich möchte noch an die Geschichte „Um der Väter Glauben" erinnern, die vor nicht langer Zeit in der Rundschau erschien. Da sind genügend Gründe für göttliches Heldentum gegeben.

Aber ich möchte gewiß nicht den Stab über die „Selbstschützler" brechen und sie einfach verurteilen, aber noch weniger will ich sie rechtfertigen. Es ist schwer, sich ganz in ihre Lage zu stellen, und ich bin überzeugt, wenn wir Mennoniten hier in Amerika auf eine solche Probe gestellt würden, die meisten würden Schiffbruch leiden in der Wehrlosigkeit. Das wäre traurig, aber deswegen würde es die Verteidigung mit der Waffe nicht rechtfertigen. Wir sollen Kinder des Friedens sein und lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Wer das nicht einsieht, hat die Schrift noch nicht recht verstanden. Editor.)

Ein Artikel der „Neuen Freien Presse" über den aufgelösten heimkehrenden Selbstschutz in Oberschlesien rief in mir alte Erinnerungen wach, schwere, drückende, die Seele belastende Erinnerungen sind es zumeist, aber trotzdem füllen sie die Brust mit Stolz und Freude.

Der Korrespondent des obengenannten Schreibens ist sichtlich entzückt von den jungen Leuten, die es auf sich nahmen, der Sturzwelle polnischen Banditentums tatkräftig entgegenzutreten.

Unsere Jungens, die deutschen Kolonistensöhne, waren auch schmucke Kerls, wie man bei uns sagt: sie konnten sich sehen lassen. Schon der Ziele halber, die sie verfolgten. Galt es doch, die nationale Ehre, das Deutsche, zu verteidigen; galt es doch, für seine heiligsten Güter, für Leben und Freiheit der Angehörigen einzustehen. Unsere junge Mannschaft hat ihre Pflicht getan, nicht nur nach Kräften, sondern weit hinaus über das Maß ihrer Kräfte.

Wie der Oberschlesier, hatte unser Selbstschutz es auch mit Aufständischen zu tun. Es waren die Machnowzen. Machno „arbeitet" auch jetzt noch. Und auch jetzt mit denselben Mitteln, nämlich mit den tierischen Instinkten der dunklen Massen. Er revoltiert immer, sowohl im Rücken der Roten, als auch der Weißen. Er ist Anarchist, d. h. praktischer; eine theoretische Begründung geht ihm ab, und das bedeutet Räubertum. Für seine Bande gibt es nur eine Moral, die eigene, räuberische: „Nimm, wo was ist, stich nieder, was sich widersetzt!" Nicht wahr, so primitiv, und deshalb so leicht ausführbar! Daher der große Zufluß. Die psychologische Grundlage ist also ganz verfluchtes, raffiniertes Räubertum, nicht sozialpolitische Motive, wie Machno glauben machen will. Sie geben nur das Gewand, die äußere Tünchung. Ebenso erfolgreich spielt Machno ja auch den Nationalhaß aus. Der Russe, auch der intelligente, ist sehr leicht geneigt, den Sündenbock in der andern Nation zu suchen. Bald sind's die Juden, bald die Deutschen, die „Schuld" haben. Also?! Bei aller Selbstanalyse und der ewigen Klauberei in der eigenen Seele fehlt dem Russen die richtige Selbsterkenntnis. Weder Zahlenbeweis noch andere logische Argumente werden ihn überzeugen. Besonders — wenn dunkle Triebe und niedrige Instinkte frei schalten dürfen, wie Machno es predigt.

Das waren die Gegner unserer Jungens. Also gerade so verbrecherisch und chauvinistisch, wie Korfentys Bande.

Und jetzt der Selbstschutz, „unsere Jungens," wie wir sie liebend nannten. Meistens wirklich junge, im Alter von 15 bis 25 und 30 Jahren. Die Jugend ist empfänglicher für alle Eindrücke, auch idealistischer gesinnt und weniger berechnend. Zudem freier in ihrer Bewegung, weil nicht so stark gebunden an Familie, Amt usw. Deshalb das bei ihr schärfer ausgeprägte Verlangen, dem Teufelswesen ein Ende zu machen oder ihm wenigstens Schranken zu setzen.

Ich will nun aber nicht so verstanden sein, als sei der Kampf mit den Banditen Gefühlsdusel und Kriegsrausch gewesen oder auf Abenteuerlust zurückführen. Im Gegenteil: die junge Mannschaft war sich völlig des Ernstes der Lage und ihrer Pflicht bewußt, was zu beobachten ich reichlich Gelegenheit hatte: einmal im Krankenhause, wo ich während einer Operationskur zwischen den ersten zwei verwundeten Selbstschützlern lag, die täglich von ihren Kameraden besucht wurden und wo Hoffnungen, Bedenken und Pläne des Selbstschutzes so deutlich zum Ausdruck kamen, — und zum andern, bei der täglichen Beförderung der Kommandos an die Front zwecks Ablösung. Die Leitung war ja auch in den Händen älterer ernster, freilich nicht immer sach- und fachkundiger Männer.

Im Selbstschutz waren auch nicht nur die Wohlhabenden, sondern auch patentierte Proletarier. Einige Vorfälle trugen mit dazu bei, auch Arme dem Selbstschutz anzureihen. So z. B. gelang es den Machnowzen einmal, den Selbstschutz aus einem der Grenzdörfer der Prischiber Wolost zeitweilig zurückzudrängen. Die Einwohner flüchteten mit Ausnahme einer armen Familie, die da glaubte, nichts befürchten zu dürfen. Ach, die Armen! Bei der Neubesetzung des Dorfes durch den Selbstschutz fand man nur ihre verstümmelten Leichen. Dieses sprach deutlich dafür, daß es auf die Deutschen abgesehen war, nicht nur auf die Reichen, die „Burschujen." Oder der Ueberfall auf einen Zug von Frauen und Kindern, die aus Blumental nach Tiefengrund flüchteten, als die Situation bedenklich erschien. Ich habe diese mit Säbelhieben entstellten Frauen und Kinder im Krankenhause gesehen und ihre Weherufe und ihr Stöhnen gehört. Wem dieses nicht ins Herz geschnitten, wen dieses nicht von dem harten Ernst der Lage überzeugt hätte, wäre Verräter gewesen am eignen Volk, an seinem bessern Selbst.

Und unsere Leute gingen... Erst die jüngeren und dann die älteren. Sie wußten, daß es sich um Leben und Tod handelte. Aber sie mußten gehen, um Väter, Mütter, Frauen, Schwestern und Brüder zu schützen... Sie **mußten** gehen, aber nicht aus Mobilisationszwang, — die ganze Organisation war freiwillig, — sondern aus tiefer, innerer Notwendigkeit. Wer da Abenteurer gewesen wäre, dem wäre die Lust dazu wohl bald vergangen unter Kugelregen, Granatsplitter und Säbelhieben einer acht- bis zehnfachen Uebermacht. Sie gingen, und keiner wurde fahnenflüchtig. Und wollte einen oder den andern Kleinmut erfassen, so riefen die Kameraden ihn zurück und sprachen ihm Mut zu. So haben sie tapfer Stand gehalten bis ans Ende, und dank ihrer Wachsamkeit und Unermüdlichkeit und dank der umsichtigen Führung des deutschen Feldwebels Sonntag, mit ganz geringen Verlusten. Dank euch, ihr lieben, jungen, tapferen, unermüdlichen Kämpfer! —

Die Verteidigungsaktion der deutschen Kolonien in Nord-Taurien setzte ein bald nach dem Abzug der deutschen Truppen. Am 27. November gingen die letzten Deutschen. Es war ein schwerer Tag. Hatten sie uns doch von dem Bolschewistenterror befreit, und waren sie uns doch im Laufe der 7 Monate Schutz und Schirm gewesen.

Schwere Wolken türmten sich am Horizont. Wir fühlten es, daß der Schrecken nahe. Und nicht ohne Grund. Machnows Wirken hatte schon begonnen und zwar im Alexandrowsker Kreis, der an Taurien grenzt, der Geburtsort Machnows und der Machnowzen war, und mit seinen natürlichen Schlupfwinkeln, z. B. dem großen felsigen Wald bei Dybrowka, ausgiebig Gelegenheit bot zur Entwicklung des Banditentums. Die Gegend war österreichisches Sphären- und Machtgebiet. Das schlaffe österreichische Militär konnte dem Aufkeimen des Banditenwesens nicht Einhalt tun. Die Gutsbesitzer wurden von Räubern heimgesucht mit Mord und Totschlag. Der Organisator war Machno. Er war nicht zu fangen, weil er die russische Bauernschaft hinter sich hatte, der er soziale und nationalistische Bissen in den hungrigen politischen Rachen warf. Alle Expeditionen gegen ihn blieben erfolglos, auch eine deutsche von Taurien aus, die freilich im „fremden Interessengebiet" nicht genügend zur Entfaltung kommen konnte. Das Bandenwesen dauerte an und kam näher. Die Deutschen organisierten uns für alle Fälle, auch militärisch, aber nur auf freiwilligem Wege. Es war gut, denn bald kam der Krach und der Wegzug der Deutschen.

Machno trat hervor, gut ausgerüstet mit österreichischem Kriegsmaterial. Wir erfuhren bald, daß er einen Raubzug in die deutschen Kolonien Tauriens plante. Einzelne Banditentrupps begannen in den Grenzdörfern der Prischiber Wolost zu erscheinen, und die größere Masse rückte näher.

Da taten sich die drei deutschen Wolosten Prischib, Halbstadt und Gnadenfeld zusammen, um vereint den Kampf für Freiheit, Recht und Gerechtigkeit aufzunehmen. Lutheraner, Katholiken und Mennoniten haben treu Schulter an Schulter gestanden und die Zerstörnngswelle 3 Monate aufgehalten. Und das bei ungenügender Bewaffnung; hatte der Selbstschutz doch nur zwei 1½ zöllige Kanonen und auch nur zum Schluß; die eine funktionierte nicht einmal und für die andere fehlten die Geschosse. Auch Maschinengewehre waren wenig. Die Angriffe wurden fast ausschließlich mit Flintenschüssen zurückgeschlagen. Sie schossen perfekt, unsere Jungens.

Mittlerweile organisierte sich die Freiwilligen-Armee. Es kamen Offiziere zu uns, die die Leitung der Verteidigung übernahmen. Aber sie war auch danach. Bis dahin waren wir ohne jegliche Regierungsgewalt gewesen. Jetzt hatten wir eine militärische, aber sie taugte nichts. Ich kann nicht ohne Erbitterung zurückdenken an die Sauf- und Raufhelden, denen wir unsern Selbstschutz als Mobilisierte in die Hände geben mußten. Sie hätten verdient, hinausgepeitscht zu werden. Mit Anerkennung will ich jedoch des jüngeren Malachow Erwähnung tun, der immer in erster Linie war und der bei Blumental einen sich aufrichtenden Selbstschützler befahl, sich niederzulegen, weil ihn sonst eine Kugel treffen könne, während er selbst im sausenden Kugelregen hoch aufrecht stand und kommandier-

te. Unsere Jungens waren begeistert für ihn. Und mit Recht.

Natürlich sahen unsere Kämpfer all die Unzulänglichkeiten und trotzdem gingen sie Tag für Tag, zogen die Kolonistenwagen besetzt an die Front, die hauptsächlich bei Blumental, dem Grenzdorf der Prischiber Wolost in der Orechower Richtung, sich hinzog, um von da mit abgematteten, schmutzbespritzten Leuten zurückzukehren. Wind und Wetter und fast unpassierbarer Weg — es war im Januar und Februar — konnten und durften nicht abhalten. Die Bestellung mit Munition durch die Freiwilligen war unter aller Kritik. Auch die versprochenen Hilfstruppen kamen nicht. Was da kam, war zumeist unbrauchbares Material oder wurde nicht ausgenützt. So stand z. B. auf einer Station inmitten der Kolonien ein ganzer Militärzug, etwa 1000 Mann stark, die durch einen Flankenangriff den Feind hätten zerstäuben können. Sie wurden jedoch nicht ins Gefecht geschickt, und das in dem Augenblick, wo alles auf dem Spiele stand, wo 200 ungenügend bewaffnete Selbstschützler mit 2000 gut bewaffneten Banditen tagelang (!) rangen, bis sie nicht mehr konnten und sich zurückzogen. Zerschlagen und geknickt, physisch und moralisch, kamen sie in der Nacht vom 10. auf den 11. März zurück, um sich endlich zu kurzem Schlaf niederzulegen und um dann weiter zu ziehen. Weiterer Widerstand war ausgeschlossen. Die Front war eben mal wieder versoffen und verschlafen . . . .

Im letzten Monat ließ man auf Drängen des Selbstschutzkomitees deutsche Leitung zu, Generalleutnant H . . . ., aber die Sachlage war eben schon verspielt. Die Leitung konnte nur feststellen, daß weiterer Kampf aussichtslos sei, und forderte, im Einvernehmen mit dem Komitee, den Selbstschutz offiziell zur Waffenstreckung auf. So wurde es denn auch.

Ich kann es nicht vergessen, wie ein junger Selbstschützler, ein Kommerzschüler, erregt und mit Tränen in den Augen erklärte: „Ich darf meine Waffe doch nicht strecken, ehe die Meinigen nicht in Sicherheit sind!" Damit meinte er seine Angehörigen, die, wie die ganze Kolonie geflohen waren. Diese Flucht ist auch einzig in ihrer Art. Doch ist das ein Kapitel für sich selbst.

Er hatte Recht, der liebe Junge, in seiner Pflichterkenntnis; aber die andern auch, die die Waffenstreckung veranlaßt hatten. Das stellte sich heraus, als unser Gebiet besetzt wurde.

Zum Glück waren die Banditen durch die gleichzeitig mit ihnen vorrückenden Bolschewiki gebunden, die **persönlichen** Raub und Mord denn doch nicht so offen gestatteten, und bei denen man noch an Staatsraison appellieren konnte. Durch furchtloses Auftreten unserer Intelligenz gelang es, **den** Teil des Selbstschutzes, der zurückgeblieben war, zu retten. Einige wurden gefangen genommen, längere Zeit gehalten und im Tribunal gerichtet, aber nicht verurteilt. Offiziell wurde niemand vernichtet. Inoffiziell jedoch, und meistens Nachts wurden an den Gefangenen grauenhafte Exekutionen vollzogen. Fünf Mann waren eines Morgens erschossen und zwei, worunter auch der Feldwebel Sonntag, wurden später zerhackt. Alle sieben konnten erst nach Aufhebung der Schreckensherrschaft richtig bestattet werden. Sie ruhen in einem Brudergrabe, an dem ihre Kameraden tiefergriffen sangen: „Ich hatt' einen Kameraden . . ."

Ein Teil des Selbstschutzes zog sich in die Krim zurück, wurde durch ein geschicktes Manöver Generalleutnants H. bei Besatzung der Krim durch die Roten gerettet und ist später mit der Freiwilligen-Armee hin und her gependelt. Ueberall haben die Jungens sich bewährt. Sie waren immer die von den Offizieren Begehrten. Als Wrangels Armee zu uns kam, äußerte sich Slaschtschoff in Melitopol, daß es die Deutschen gewesen seien, die zuerst Halt gemacht und die Krim gerettet hatten . . . Nach Wrangels Zertrümmerung ist ein Teil, worunter bei 70 Mennoniten sind, nach Konstantinopel evakuiert.

Der Selbstschutz der Kolonisten war somit ein Gebot des Tages. Er hat seine Pflich getan, treu, gewissenhaft und weise, denn anders wäre er aufgerieben worden. Und wären die Elemente, denen er sich

(Fortsetzung auf Seite 16.)

Sonnenwende

Erzählung aus dem Leben von Käthe Dorn.

(Fortsetzung.)

„Ja! Der Herr hat mir klar gemacht, daß ich nach dem Abendgottesdienste noch einen Schwerkranken besuchen sollte. Und bei dem habe ich so lange zugebracht, um ihm beizustehen."

„Was? der Herr?" fragte Marina im maßlosen Erstaunen. „Habe ich recht gehört?"

„Ja, gnädige Frau! Gott sei Dank ich bin errettet. Ich habe gestern vollständig vor dem Herrn der Heerscharen kapituliert. Ich habe mich von Ihm zu einem Streiter Jesu Christi anwerben lassen."

Da traten seiner Herrin die Tränen tiefster Bewegung ins Auge. Sie reichte ihm die feine Hand und sagte warm: „Gott segne Sie, Junker! Das ist eine meiner schönsten Freuden, die ich jetzt bei Jesu erleben darf. Er mache auch Ihr Leben überfließend reich daran und lasse Sie noch manche schöne Siege feiern." —

Im Laufe des Tages errang der neue Gottesstreiter gleich einen Sieg über sich selber. Er begegnete gegen Abend seiner Herrin auf der Treppe. Unter dem Soldatenmantel trug er ein Paket versteckt. Rasch errötend wollte er an ihr vorüberhuschen. Doch dann straffte er sich mit einem entschlossenen Ruck in die Höhe und blieb vor ihr stehen. „Haben gnädige Frau vielleicht etwas mit zu besorgen? Ich gehe zur Post."

„Hat Herr Oberstleutnant Sie geschickt?" fragte sie mit einem raschen Seitenblick auf das Paket. Da jagte noch einmal eine dunkle Blutwelle über sein Gesicht. Doch mutig schüttelte er die peinliche Verlegenheit ab und sagte dann offen und ehrlich: „Es ist mein Radsattel, gnädige Frau, ich will ihn an den rechtmäßigen Eigentümer zurücksenden." Dabei erzählte er ihr die Geschichte von dem nächtlichen Umtausch, den er nun als Christ wieder in Ordnung bringen wollte. Auch ihr selber bat er bei dieser Gelegenheit die Lüge mit der zerbrochenen Tasse ab.

Die Offiziersdame freute sich mit ihm über diesen tapfer ausgefochtenen Gewissenskampf und dachte im stillen: „Aus dem kann etwas werden. Er kämpft mit offenem Visier." — — —

Der nächste, der von der so augenscheinlichen Umwandlung des Burschen erfuhr, war naturgemäß sein Herr, der Oberstleutnant. Dem konnte ja die Sache nicht verborgen bleiben. Sie drang auch schon von außen her an sein Ohr. Er hörte den Burschen munter bei seiner Arbeit singen. Verwundert horchte er auf. Das war kein Gassenhauer, wie er sie sonst vor sich hinpfiff, sondern ein christliches Streitlied, dessen Text ihn unwillkürlich anzog, so frisch und lebendig schlug er an sein Ohr:

Wer will ein Streiter Jesu sein und nicht ein Widerchrist,
Der stelle sich zur Werbung ein, wie es geboten ist.
Die Kreuzesfahne weht! Wohl dem, der zu ihr steht!
Posaunen schallen weit und breit: Frisch auf! frisch auf zum Streit!

Wer sich zu diesem König hält bekommt ein Ehrenkleid,
Das schmücket ihn vor aller Welt mit der Gerechtigkeit.
Zum Handgeld und zum Sold: mit Kreuz geprägtes Gold,
Zur Nahrung Brot und Wassers satt, Geduld zur Lagerstatt.

Und kommt es dann zur offnen Schlacht mit manchem Feindesheer,
Wo's haut und sticht und brennt und kracht, da braucht es gute Wehr
Den Glaubensschild, der schützt, den Helm des Heils, der blitzt,
Das Wort, das als ein scharfes Schwert durch Mark und Seele fährt.

War's dem Oberstleutnant nicht auch schon etwas in die Seele gefahren? Ja, das Singen in seinem Hause hatte es ihm schon manchmal angetan. Seine Marina sang ihm auch öfters so was Aehnliches vor — und er hatte ihr immer ganz gern zugehört. Da war auch ein Lied dabei, das einen so packenden Werbetrommelklang hatte mit seinem stets wiederkehrenden Chorreime: „Wie wird es sein, wenn der König kommt!"

Es war doch eine Sache um das Regiment dieses unsichtbaren Königs. Ehe man sich's versah, war man plötzlich mal unter Sein Kommando gestellt, und mußte, ob man wollte oder nicht, hier einer Anschauung recht geben, die einem sonst gegen den Strich ging und dort etwas erlauben, was man vielleicht lieber verboten hätte. Und die andern rückten mit dieses Königs Siegesmacht immer enger auf ihn ein. Nun hatten sie schon wieder einen neuen Bundesgenossen. Ob der ihm als Untergebener auch etwas anhaben konnte? Es kam jetzt von allen Seiten: über, neben und unter ihm her auf ihn eingestürmt. Seine Freunde von Sile und Tannberg bombardierten ihn auch öfter mit Handgranaten in Gestalt von Briefen, die unheimlichen Zündstoff hatten. Da wußte er bald gar nicht mehr, wie er sich seiner Haut wehren sollte. Mitunter hatte ihm schon die Waffenstreckung gedroht — und in stillen Stunden hatte er sogar darüber nachgedacht, ob er nicht besser käme, wenn er sie freiwillig auslieferte. Aber war das nicht feige? Seine kleine Frau, die auf diesem Gebiete ein solch guter Feldherr war, behauptete zwar, daß es eine große Ehre sei, sich in der Gefangenschaft des höchsten Königs zu befinden, in der man erst recht königlich frei gemacht würde. Doch diesen Widerspruch sollte verstehen, wer konnte. Nein! er fand sich wirklich noch nicht zurecht in den Kriegsgesetzen des oberen Heeres, das Immanuel befehligte.

Er beschloß, den Burschen im stillen zu beobachten und ihn dann einmal vor die Schranken zu fordern. Es gab auch genug Gelegenheiten, seine neuen Soldateneigenschaften zu studieren. Und sie wiesen sich im jedem Stück als vorzügliche aus. Früher hatte er wohl auch seine Pflicht soweit ganz gut erfüllt, aber manchmal hatte es doch ein Donnerwetter geben müssen, um den jungen Sausewind in der richtigen Disziplin zu erhalten. Jetzt ging alles tadellos wie am Schnürchen. Er ließ sich auch nicht das geringste Dienstversehen zu schulden kommen. Der Oberstleutnant mußte ihm wirklich ein gutes Zeugnis ausstellen. Vor allem aber war es sein bescheidenes, dienstwilliges Wesen, das ihm angenehm in die Augen fiel. Früher war er gern ein bißchen hochfahrend gewesen.

Der Junker gefiel ihm also ganz gut in seiner neuen geistlichen Waffenrüstung, die er in aller Ehrerbietung fein zu schwingen verstand. Er selber hatte schon manchen unvermerkten Hieb dabei mit abbekommen. Heute wollte er ihm selbst auf die Gefahr hin, neu parieren zu müssen, doch einmal den Fehdehandschuh hinwerfen.

„Nun, Junker! auch kapituliert, wie ich gehört habe? Ich dachte, Sie hätten sich stärker in Ihre Festung verschanzt. Wie's scheint, haben Sie ihr aber das neue Oberkommando sehr gern eingeräumt."

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant! es ist zum eignen Wohl der Festung geschehen. Sie steht jetzt in besserer Verwaltung".

„Hm! scheint mir selber fast so zu sein. Aber sagen Sie mal, war das nicht Vaterlandsverrat?"

„Nein! Herr Oberstleutnant. Meine Festung gehörte von Haus aus ins obere Vaterland. Der böse Feind hatte sie meinem König nur listig entrissen. Nun hat Er sie rechtmäßig wieder erobert. — Das ist nur eine Ehre für mich."

„Stimmt! die will ich Ihnen nicht streitig machen. Aber — hat es sich denn auch gelohnt, Ihrem König Immanuel, wie Sie ihn nennen, den Treueid zu geloben? Es gibt in Seiner Heeresfolge doch auch reichlich Spott und Hohn als Sold."

„Das nehme ich gern mit in den Kauf. Die Siegesbeute, die ich dabei machen darf, wiegt es hundertfach wieder auf. Sie bringt mir Gnade, Heil Erlösung, Segen, Freiheit, Freude und zuletzt die goldene Lebenskrone, die dem Ueberwinder droben beim großen Appell aufs Haupt gesetzt wird, wenn hier unten der letzte Streit ausgefochten ist und ewiger Friede den müden Kämpfer umweht. Bis dahin will ich tapfer für meinen großen König Immanuel streiten."

„Ich sehe, Sie haben gute Instruktionsstunde gehabt," lachte der Offizier, ich werde Sie sicher nicht fahnenflüchtig ma-

chen. Schwingen Sie nur ruhig Ihr Himmelsbanner weiter, wenn Sie nur Ihre irdische Pflicht getreu dabei erfüllen.“

Als er den Burschen wieder entlassen, ging ihm noch immer sein Lied durch den Sinn: „Die Kreuzesfahne weht — wohl dem, der zu ihr steht!“

Ob es ihm selber auch wohl unter derselben gewesen wäre?“

— — — — — — — — — — —

Seitdem unterhielt sich der Oberstleutnant manchmal mit seinem Burschen über religiöse Fragen im knappen Militärstil. Es schien ihm riesiges Vergnügen zu bereiten, und sie hatten beide Gewinn davon.

Auch Marina fand jetzt besser Gehör und schon ein wenig mehr Verständnis bei ihm. Es fiel manches Wort von ihren Lippen in sein Herz, das wie ein gutes Samenkörnlein darin verwahrt blieb, um zu seiner Zeit aufzugehen und sprossende Halme zu treiben.

Gegnerisch war er ihr ja nie in den Weg getreten — aber gewinnen ließ er sich auch nicht so leicht. Da galt es, Ausdauer und Geduld zu üben, besonders im Gebet. Das pflegte Marina treulich im stillen Kämmerlein. Doch nicht nur für den geliebten Gatten, sondern auch für ihre teure Mutter.

Die alte Dame war dem Evangelium mit der Zeit auch ein wenig näher gerückt. Sie hatte doch gesehen, daß es die anderen reich und glücklich machte. Ihrer Tochter strahlender Frohsinn und der beiden Mädchen rührende Treue, die ihre Quell- [illegible] hatten sich doch schon unmerklich ins Herz geschlichen.

Sie kam öfter aus ihrem Zimmer herunter, wenn drunten ein fröhliches Loblied gesungen wurde und hörte still lächelnd mit zu. Zuweilen bat sie auch noch um ein weiteres. Sie fühlte sich dann nicht mehr so verlassen. Mitunter blieb sie sogar zur Abendandacht auf — und morgens, wo sie sich noch nicht so früh erheben konnte, lauschte sie aus dem Bett dem frohen Gesang, der bis zu ihr heraufschallte, und faltete dabei still die Hände über der Brust. Es war ihr eine liebliche Erquickung.

Auch ereiferte sie sich nicht mehr darüber, wenn von Jesus gesprochen wurde. Früher hatte sie das nicht gut hören können. Jetzt sprach sie sogar schon selber die Sprache Kanaans ein bißchen mit. Im Grunde des Herzens aber war sie noch nicht von Christus überwunden. Sie glaubte wohl an Ihn als an den großen Welterlöser. Aber einen persönlichen Heiland meinte sie nicht nötig zu haben. Zu einer Bekehrung dünkte sie sich zu gut. Ihrer eignen Meinung nach war sie ja schon von Jugend auf immer gut und fromm gewesen. Da konnte ihr niemand etwas Böses nachsagen. Was sollte ihr da noch im Alter fehlen? Sie war ganz mit sich selber zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung von Seite 14.)

notgedrungen anschließen mußte, ihm ebenbürtig gewesen, dann hätten wir in Rußland ein anderes Bild.

Th. Block,
gewesener Zentralschullehrer in Halbstadt, Süd-Rußland.

Der Verfasser bittet seine Verwandten in Amerika, die Onkel Cornelius und Peter Block oder deren Kinder, etwas von sich hören zu lassen oder jemand von den Lesern ihm die Adresse der Obengenannten zuzustellen.
Adresse: Roumania, Kischinew, Bolgarscaia 27. Theodor Block.

Protokoll

der 19. Konferenz der Mennoniten im mittleren Canada, abgehalten den 4., 5. und 6. Juli 1921 zu Herbert, Sask.

* * *

(Fortsetzung.)

Dienstag Nachmittag.

Nachdem die Nachmittagssitzung von Br. H. A. Neufeld durch Lesen des 97. Psalms und Gebet eröffnet war, folgte Referat Nummer 8 von Br. Gerhard Buhler: „Erweckungsversammlungen“: a) ihr Ursprung; b) ihr Zweck und c) ihre Notwendigkeit. Br. H. W. Wiebe, Langham, verhandelte hierauf das 6. Referat: „Welche Stellung hat ein Christ den Geschäften der Versicherungsgesellschaften gegenüber einzunehmen?“ Diesem Referat folgte eine rege Besprechung. Und wenn vom Referenten und von etlichen in der freien Besprechung auch betont wurde, daß ein Christ kein Recht habe, in irgend einer Versicherung zu stehen, so mußte man sich auf der andern Seite doch sagen, daß so wie die Dinge jetzt standen, es beinahe zu einer Notwendigkeit geworden war. Es fehlte eben an der nötigen Nächstenliebe. Das 7. Referat: „Warum sollte ein Prediger taktvoll, feinfühlend und höflich sein,“ wurde von Aelt. Johann Gerbrandt fußend auf das Wort Gottes behandelt.

Judenmissionar Hugo Spitzer von Winnipeg behandelte zum Schluß des Tages das 9. Referat: die Zukunft Israels. Er betonte nicht so sehr die Zukunft als die Vergangenheit und hob besonders den Segen hervor, welcher der ganzen Welt durch das Volk Israel zuteil geworden ist, und welche Pflichten wir demselben gegenüber haben.

Während die Versammlung zum Schluß das Lied sang: „Der du dein Volk regierest,“ wurde eine Kollekte für die Judenmission gehoben. Selbige betrug $100.00. Darnach wurde die Sitzung des 2. Konferenztages in üblicher Weise geschlossen.

(Schluß folgt.)